3 1761 07357878 3

E. Breier

Der Fluch des Rabbi

PT
1824
B8F58
1922
c.1
ROBA

Fritz Wessely

EDUARD BREIER

DER FLUCH DES RABBI

SITTENGEMÄLDE AUS DEM FÜNFZEHNTEN
:-: JAHRHUNDERT :-:

WIEN 1922

K. FIEDLERS VERLAG, WIEN VIII.

A. Baeke & C. — Rio de Janeiro.

LIBRARY
JUN 6 1990
UNIVERSITY OF TORONTO

DRUCK: KARL BRAKL, WIEN, VII. HALBGASSE 9.

Wohl dem Manne, der den Weg
der Bösen nicht wandelt.
Der Psalmist.

Der fahrende Talmudist.

Die Sonne war im Scheiden und umfing mit ihren Strahlenarmen zum letzten Male das alte Buda; der Glanz des Tages erlosch und machte dem abendlichen Dunkel Platz, welches von den umliegenden Bergen herabzusteigen schien.

Es war an einem Freitage, die Sabbatfeier mußte bald ihren Anfang nehmen, denn in der Judenstadt zu Alt-Ofen sah man die Nachkommen des alten Volkes in festlichen Gewändern gehüllt, nach ihrer Schule eilen, um mit feierlichen Gebeten den Sabbat zu begrüßen.

Ein kleiner, höckeriger Mann zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ein dreieckiger Hut deckt sein Haupt, ein grauer abgenützter Tuchrock, ein Beinkleid unter den Knien mit Schnallen befestigt, schmutzige, durchlöcherte Strümpfe und eben

solche Schuhe kleiden die übrigen Teile seines Körpers. Das faltige Antlitz verrät eine bedeutende Anzahl von Lebensjahren, ein dünnes mit gebleichten Haaren untermengtes Bärtchen bedeckt das hervorragende Kinn und zwei graue Augen flimmern unstet über die breitgedrückte Nase hinweg.

Aber weder seine Gestalt, noch seine Kleidung ziehen ihm in diesem Augenblicke unsere nähere Beachtung zu, sondern sein Treiben, sein Geschäft ist es, welches ihn vor allen Andern auszeichnet und keine unwichtige Person in unserem Gemälde werden läßt.

Wir begegnen dem Höckerigen, wie er eben mit einem hölzernen Hammer in der Hand hastigen Schrittes durch die Gassen eilt und die Einwohner eines jeden Hauses mittelst drei kräftigen Schlägen an der Tür zum Gottesdienste ruft.

Es ist also Niemand anders, als die lebendige, immerwandernde Glocke Schlome (Samuel) Holländer genannt, wohlbestellter Schulklopfer der Alt-Ofner Judengemeinde im Jahre 5291 seit Erschaffung der Welt oder 1530 nach christlicher Zeitrechnung.

Während er auf diese Art die Runde machte, schritt von der Neustift herüber ein einsamer Wanderer dessen ganzes Wesen einen fahrenden Talmudisten verriet, wie sie zu jener Zeit auf allen Wegen und Straßen besonders aber in der Nähe größerer Judengemeinden häufig anzutreffen wa-

ren. Der junge Mann, kaum achtzehn Sommer mochten über sein Haupt hinweggeflohen sein, schien weiten Weges herzukommen. Seine armselige Kleidung, welcher er schon längst entwachsen war, denn er mochte sie wahrscheinlich schon an seinem dreizehnten Geburtstage an dem bei dieser Gelegenheit stattfindenden Bar-Mizwe-Feste erhalten haben, war ganz bestaubt, seine Fußbekleidung schadhaft und sein schwarzes Hütlein beinahe formlos. An einem über die rechte Schulter gelegten Knotenstocke hing rückwärts ein kleines Päckchen, welches die ganze Habe des Jünglings barg, der in diesem Augenblicke mit dem griechischen Philosophen ganz getrost hätte ausrufen können: „Alles, was mein ist, trage ich mit mir!“ Allein Noße Traun war nur ein armer Bocher, der sich bisher um die Griechen und ihre Philosophie gar wenig bekümmert hatte und der jetzt nach Alt-Ofen wanderte, um dort bei dem vielgelahrten und deswegen auch weitberühmten Rabbi Sorach zum Schir (Vortrag) zu gehen und sich in die Geheimnisse des Talmud einweihen zu lassen.

Der günstige Zufall führte den müden Wanderer gerade dem Schulklopfer entgegen als dieser eben sein Geschäft vollbracht hatte.

„Schon wieder ein Orach“ (Gast) brummte Schlome, als er seiner ansichtig wurde, „die Schlafstatt ist heuer noch keinen Samstag leer geblieben.

Der Bocher mochte den Unwillen auf dem Antlitz des Höckerigen erkannt haben, er ließ sich aber nicht beirren und trat ihm frei entgegen.

„Verzeiht mir, guter Freund", redete er ihn höflich an, „ich bin fremd und arm, könnt Ihr mir nicht die Schlafstatt —"

„Kommt nur mit", unterbrach ihn der Andere unwillig, „ich weiß schon was Ihr suchet. Der Schabes ist schon eingegangen. Ihr hättet Euren Schritt verdoppeln sollen, um keine Sünde auf Euer Haupt zu laden".

„Der Weg von Stuhlweißenburg", erwiderte Noße entschuldigend, „ist gar lang".

„Ja, ja", lächelte Schlome spöttisch, „besonders, wenn man des Schnorrens (Betteln) halber an jeder Türe klopft — —"

„Ihr klopft ja auch an jeder Türe, antwortete der Bocher spitzig.

„Ich rufe die Leute in die Schule, damit sie beten und selig werden", entgegnete der Schulklopfer.

„Und ich", antwortete der Bocher schnell, „fordere die Leute zum Wohltun auf, wodurch sie noch eher in die Gesellschaft der Frommen gelangen".

Schlome, welcher sich unerwartet geschlagen sah, schwieg und indem er einige unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, verdoppelte er seine

Schritte um desto eher seine eigene Wohnung, „die Schlafstatt“ zu erreichen.

Der Unwille über die Ankunft des armen Fremden lag im Interesse des Schulklopfers. — In einem schmutzigen finsteren Gäßchen war diesem von der Gemeinde ein Häuschen gemietet, welches nur zwei elende Kämmerchen zur Wohnung darbot. Diese waren durch einen schmalen Raum getrennt, an den sich rückwärts eine Küche anschloß. Das vordere dieser Behältnisse war dem ledigen Schlome eingeräumt, das rückwärtige aber diente durchreisenden Armen zur Herberge, welche der Schulklopfer bloß mit einer Schlafstätte zu versehen verbunden war und die deswegen auch die Schlafstatt genannt wurde. So war es damals.

Die Alt-Ofner Schlafstatt bot damals einen nicht gar erquicklichen Anblick dar, dieses war wenigstens in dem Augenblicke der Fall, als die Türe durch den Schulklopfer geöffnet wurde, und der fahrende Talmudist eingetreten war.

Eine feuchte dumpfe Luft wehte ihm entgegen und beengte seinen Odem, so daß er schleunig einige Schritte seitwärts trat, das kleine, mit einer Ochsenblase überzogene Fensterchen aufriß und frische Luft hereinströmen ließ; dann erst vermochte sein Blick den dunklen Raum zu durchstreifen.

Finster und schwarz, jeder Uebertünchung vielleicht schon jahrelang entbehrend, standen die

niederen Wände da, schmutzige Betten, welche nur ein hartes Strohlager darboten, waren an diese ringsherum angedrückt, ein halbzerbrochener Kachelofen stand in einer Ecke, eine Bank und ein Tisch vollendeten endlich die Einrichtung der Armenherberge. Ihr höckeriger Bestandhaber mochte wahrscheinlich nicht Zeuge des üblen Eindruckes sein, den ihr Anblick auf den eben eingetretenen Gast hervorzubringen versprach, deßwegen eilte er schnell davon und ließ den armen Talmudisten allein.

Dieser warf sein Päckchen auf den Tisch, streifte eiligst den Staub von seiner Kleidung und verließ die unfreundliche Behausung.

Auf der Gasse war es indessen dunkler und ruhiger geworden. — Hin und wieder sah man nur einzelne Frauengestalten, die sich zu Hause etwas verspätet hatten in die Schule eilen. Dienstmädchen streiften noch mit vollen Töpfen und Becken nach verschiedenen Richtungen; das wüste Getümmel eines Wochentages war verstummt und feierliche Stille hatte seine Stelle eingenommen. Nach und nach erglänzten die Fenster, denn an den siebenzackigen Lampen wurde von den frommen Hausfrauen das Gebet gesprochen, gewiß die ganze Straße wäre von dem durch die meist niederen Fensterchen herausfallenden Strahlenglanze taghell erleuchtet worden, hätten ihn nicht die da-

mals allseits gebrauchten Vorhänge in einen matten Dämmerschein verwandelt.

So war es auf der Gasse, als Noße Traun über dieselbe in die Schule eilte.

An der schmalen Seite eines rechteckförmigen Hofes stand ein niederes ziegelgedecktes Gebäude, die Außenseiten boten dem Auge des Beschauers nur dunkle Wände und kleine Bogenfenster dar, welch letztere durch ein kleinlöcheriges Drahtgitter verwahrt waren, wenn man von der Gasse den Hofraum betrat, so befanden sich rechts und links zwei kleine Häuschen, hinter diesen war ein leerer Raum, dann kam man zu dem Eingang des erwähnten Gebäudes.

Das Häuschen rechts bewohnte Rebb Sorach der Rabbi, das andere aber Reb Mosche Torn, der Schameß (Tempeldiener), das Gebäude im Hintergrunde selbst war die Synagoge, oder, wie sie die Juden nannten „die Schule" der Alt-Ofner Juden-Gemeinde.

Wer mit dem jungen Talmudisten zugleich in den Schulhof getreten wäre, hätte ein ungeheures Getöse vernommen, welches von dem erleuchteten Gotteshause heraufdrang. Es war ein wirres, regelloses Geschrei von vielen Stimmen zusammengesetzt, die nach und nach verhallend in kurzen Zwischenräumen gleichsam mit erneuerter Stärke wieder begannen. Die Gemeinde war im Gebete begriffen.

Als Noße durch die offene Pforte trat, gelangte er in eine kleine Vorhalle, gegenüber befand sich die Schultüre, rechts von dieser hing ein Kupferbecken zum Waschen der Hände bestimmt, mehrere Sitze füllten den Raum, den nur eine dünne Wand von der Schule trennte: geräumige Oeffnungen, die mit schwachen Holzstäben verwahrt waren, gewährten einen bequemen Anblick in das Innere des Tempels.

Der Talmudist, nachdem er sich an dem Wasserbecken die Hände benetzt und mit einer Verneigung ein kurzes Gebet gesprochen hatte, blieb in der Vorhalle stehen, denn er wußte es nur zu gut, daß diese zur Betstelle für arme Fremde bestimmt sei.

Von der Reise ermüdet hatte sich der Jüngling auf eine Bank niedergelassen, die Ruhe tat dem erschöpften Körper wohl, mitten in dem begonnenen Gebete plötzlich innehaltend, verstummten seine Lippen, die Seele verlor sich in das geistige Anschauen vergangener Tage, verloschene Bilder tauchten wieder frisch vor seinen Blicken auf, er war nicht mehr der vom Schicksale unter fremde Menschen geworfene, nicht mehr der von allen Verwandten und Freunden verlassene Jüngling, er war wieder das Kind im Vaterhause, der von lieben Eltern, Geschwistern und jugendlichen Gespielen umgebene Knabe, er sah sich wieder in der Stube, wo ihn die Mutter als Säugling ge-

schaukelt, wo der Vater über ihm an jedem Feiertage den Segen gebetet; als alle diese bunten Glücksszenen sich in seinem Innern geschäftig herumtummelten, als sie ihn, wie an zauberhaften Rosenbanden in die Vergangenheit zurückzogen, da schlossen sich unwillkürlich die matten Augenlider, nach und nach erlosch der Farbenglanz der Bilder, immer dunkler wurde es in seiner Seele, der Schlaf senkte sich bleiern auf ihn herab, er war zu erschöpft, als das Träume ihn umgaukelt hätten, das verworrene Getöse aus dem Bethause drang dumpf an sein Ohr.

Plötzlich fühlte er sich durch ein heftiges Rütteln aus dem Schlafe geweckt, erschreckt taumelte er auf, eine lange hagere Mannesgestalt stand vor ihm und gebot ihm zu folgen.

Noße gehorchte.

Eines der ausgedehnten Häuser Alt-Ofens war das Ziel, welchem der Talmudist samt seinem Führer entgegen gingen.

Wenn man aus der größtenteils schmutzigen Umgebung in das Innere jenes Hauses trat, war man um so angenehmer überrascht, hier nicht nur Reinlichkeit, sondern auch Ruhe, Ordnung und Pünktlichkeit anzutreffen.

Der Hof war leer, weder Fässer, Fuhrwerke, Kisten noch andere Wahrzeichen des Handlungsgeistes waren hier zu schauen, unerquickliche

Kehrichthaufen, wie man sie damals vor und an den Judenhäusern nicht selten aufgeschichtet fand, suchte man hier vergebens, die Wände einer kleinen Vorhalle waren weiß übertüncht und der Ziegelboden derselben blank gescheuert. Von da aus führte eine Türe in die große Stube. Hier herrschte eine heilige Stille. Von der Mitte der Decke hing eine siebenzackige Lampe herab, sie war keineswegs aus kostbarem Metall, doch so blank gerieben, daß man sie dafür hätte halten können, unter derselben stand ein langer viereckiger Tisch, mit einem weißen Tuch überlegt, zwei Wachskerzen brannten in silbernen Leuchtern, überdies war er mit zinnernen Tellern, silbernem Eßzeuge und eben solchen Bechern besetzt und mit Stühlen umgeben. Obenan stand ein großer gepolsterter Armsessel, auf dem Teller vor demselben lagen zwei weiße unangeschnittene Brote, die ein kleines Tuch überdeckte, nebenan stand eine mit Wein gefüllte Flasche, dies Alles galt als Zeichen, daß hier der Sitz des Hausvaters sei.

Ringsum an den Wänden blickten von dem braunen Gesimse nett gescheuerte zinnerne Teller und Schüsseln herab, unter diesen hingen mehrere Bilder, Adam und Eva im Paradiese, ein gehörnter Moses, König David mit der Harfe, noch viele andere heilige Männer und endlich ein großgemalter Mogen David, zwei übereinandergestellte Dreiecke mit verschiedenen Buchstaben beschrieben.

Diesem Symbol legte man in früherer Zeit Wunderkräfte bei.

Ein duftiger Odem wehte durch den stillen Raum, der Sabbat war friedlich eingekehrt und eine patriarchalische Ruhe herrschte im ganzen Hause.

In der Stube, die wir hier beschrieben haben, befanden sich zwei Frauengestalten, in denen man im ersten Augenblicke Mutter und Tochter zu erkennen im Stande ist.

Die Erstere sitzt seitwärts an einem mit buntfarbigem Teppiche überdeckten Tischlein, ihr faltenreiches Seidenkleid wallt beiderseits lang hinab und umhüllt die stattliche Gestalt der alten Frau.

Eine goldgestickte Haube, unter welcher aber das um die Stirne gelegte schwarze Samtband breit genug hervorschaut, deckte ihr Haupt; Perlen, Korallen und anderes Geschmeide zieren den Hals.

Die Züge ihres Antlitzes verraten dagewesene Schönheit, allein die treulosen Jugendgefährten waren längst gewichen und ließen nichts als den Stempel des Friedens zurück.

Sie hatte ein großes Buch vor sich liegen und las andächtig in demselben.

Auf einem Schemel zu ihren Füßen saß die andere Frauengestalt, eine Jungfrau, lieblich wie ein Veilchen, wenn es zum erstenmal in den stillen Frühlingsmorgen schaut. Ein einfaches Kleid um-

hüllt den zarten Leib, ein feines Gewebe deckt den jungfräulichen Busen, übrigens lehnte sie leer von Schmuck, ohne Zierde, einfach wie das Wiesenblümchen in dem Schoß der Mutter, schaute mit den schwarzen Kohlenaugen aufwärts, betete leise jedes Wort nach, welches die Matrone laut aussprach und während sich die Lippen zum Laute formten, bildeten sich zwei Grübchen in den Wangen, die von den seit- und rückwärts dicht herabhängenden etwas kurzen Ringellocken anmutig beschattet wurden.

Jetzt öffnete sich die Türe, zwei Männer traten ein, es war der Talmudist mit seinem Führer.

Die Jungfrau sprang rasch auf, eilte dem Letzteren entgegen, dieser legte beide Hände auf ihr Haupt und sprach den Segen über sie, dann kehrte er sich zur Matrone und sprach: „Ich habe Dir einen Gast mitgebracht, es ist ein armer Bocher, wie mir der Schulklopfer sagte".

„Seid mir willkommen in meiner Stube", wendete sich die Hausfrau freundlich zu dem Jünglinge, „willkommen an meinem Tische".

Noße dankte verlegen für den freundlichen Empfang, denn gleich beim Eintreten in die Stube hatte er die Jungfrau bemerkt; wohlgefällig ruhte sein Blick auf ihr, während der Vater sie gesegnet hatte, als sie dann den schwarzen Lockenkopf erhob und sein Auge in das ihre, in den Flammenpfuhl tauchte, da schlug er rasch den

Blick zur Erde, Feuer glühte auf den Wangen und in dem verwaisten Herzen begann der Frühling des Lebens heranzukeimen, mit all den tausend Blumen, ihren Düften und Blüten, mit all den tausend Dornen, die ihre Spitzen tief in das jugendliche Herz senken, um es zu verwunden, und mit Rosenodem wieder zu heilen. Ja, als der Talmudist während des Abendmahles dem holden Kinde gegenüber zu sitzen kam und jeder ihrer Blicke sein Auge traf und er beim Erzählen seiner traurigen Schicksale sogar Tränen in den ihrigen gewahrte, da vergaß er — trotz seines Hungers — der Speisen, die Müdigkeit hatte sich verloren und wie verjüngt saß er am Tische des gastlichen Herrn, der sich Reb Schmule Teweß nannte und Rosch Hakohol (Gemeindevorsteher) von Alt-Ofen war.

Das Abendmahl war beendigt, der Segen bereits gesprochen, die Dienstleute — denn auch sie aßen am Tische des Herrn — hatten sich schon entfernt, als auch Noße vom Mahle aufstand.

„Es versteht sich von selbst", sprach der gastliche Herr zu dem Bocher, „daß ihr morgen wiederkömmt; Ihr seid mir und meiner Fradel (Franziska) — so hieß die Hausfrau — „willkommen, schlaft recht gut, ich werde für Euch schon freundschaftlich Sorge tragen".

Noße konnte sich nicht entfernen ohne die Hand des ehrwürdigen Mannes an seine Lippen

zu drücken und eilte dann beseligt aus der gastfreundlichen Wohnung.

In der Schlafstatt war alles ruhig. Der Schulklopfer befand sich noch nicht zu Hause, als der Bocher in dem Kämmerlein anlangte und sich auf eines der Betten warf. Ein Chaos von Gedanken durchstürmte seine Seele. Ein Glücksstern schien ihm am wolkenschwarzen Lebenshimmel aufgegangen zu sein, eine Feuerwolke, vom Herrn gesandt, die ihn trockenen Fußes durch die treulosen Schicksalswogen durchführen sollte, so mannigfach auch die Bilder der Zukunft waren, die sich flüchtig, eines das andere verdunkelnd, vor seiner Seele gestalteten, so war doch kein Einziges unter ihnen, im welchem die holde Tochter des Gemeindevorstehers nicht ganz im Vordergrund gestanden wäre und alle übrigen Staffagen verdunkelt hätte; bald sah er sich zu ihren Füßen liebebeseelt und wonnetrunken das Geständnis inniger Liebe stammeln; dann war er wieder Rabbi von Alt-Ofen, sie verwaltete, eine holde Gattin, sein Haus und ein Kreis von Kindern umsprang sie in fröhlicher Unschuld, dann — o schreckliches Bild — sah er sie wieder auf dem Boden liegen, mit dem schwarzen Tuche zugedeckt, das Neschome-(Seelen-)Licht zu ihrem Haupte; sie war tot, tot für ihn und die Welt.

Ein Geräusch von draußen entriß ihn diesem furchtbaren Gemälde seiner Phantasie, er ver-

nahm Stimmen und Fußtritte, die sich dem Fenster seines Kämmerchens näherten. Ohne sich zu regen, blieb er einem Schlafenden gleich, auf dem Lager und schloß die Augen.

„Er schläft", lispelte eine Stimme, in welcher er jene des Schulklopfers erkannte. „der Junge ist müd', er wacht nicht so leicht auf".

„Der hört uns nicht", versicherte eine andere Stimme.

„Zur größeren Vorsicht", sprach ein Dritter leise, „schließen wir diese Türe von außen und die unsere von innen".

Die Sprecher entfernten sich wieder. Gleich darauf hörte Noße, wie man die Türe seines Kämmerchens von außen leise schloß, dann verscholl das Geräusch, es war wieder still wie früher. Die Sprecher mußten sich bereits in der Wohnung des Schulklopfers befinden. Die Neugierde, das nächtliche Treiben der Männer zu erfahren, war in dem Jünglinge erwacht. Er erhob sich leise vom Lager, trat an das Fensterchen und öffnete es. Es war zwar schmal, allein mit weniger Anstrengung glaubte er sich doch durchwinden zu können, versuchte es und befand sich bald im Hofraum.

Geräuschlos schlich er an das Fenster der vorderen Kammer, allein es war dicht verhangen, so dicht, daß man das Innere der Wohnung für unerleuchtet hätte halten können. Einen Augenblick blieb Noße sinnend stehen, drinnen war alles ru-

hig, nur mit großer Anstrengung vermochte er ein zu ihm dringendes Geräusch zu vernehmen. Plötzlich erwachte ein Gedanke in seiner Seele. Er schlich sich leise zur Küche, die Tür war offen, er trat ein.

In der Mitte derselben stand ein Herd, darüber befand sich ein breit gemauerter Schlauch der die Stelle eines Rauchfanges vertrat und durch den ein mattes Licht der mondhellen Nacht herabfiel, welches die Umgebung ohne Mühe erkennen ließ. Rechts war eine hölzerne Leiter angelehnt, die auf den Boden, oberhalb der Wohnung des Schulklopfers führte ; diese stieg der Bocher sachte hinan. Durch ein Dachfenster senkte der ewig nächtliche Wanderer am Himmel sein helles Licht herein, und beleuchtete den ganzen Raum. Noße blickte, ehe er seinen Fuß vorwärts setzte, spähend umher. Er stand auf einem Bretterboden, welcher auf Balken gelegt, die Decke der Kammer bildete.

In einer Ecke bemerkte er einen hellen Streifen, zu gleicher Zeit vernahm er aus jener Gegend laute Reden, die von unten heraufdrangen, dort mußte sich also eine Oeffnung befinden ; er schlich leise hin — je näher er kam, desto deutlicher tönten die Laute herauf, behutsam ließ er sich auf dem Boden der Länge nach nieder und sein Antlitz kam in die Nähe einer geräumigen Oeffnung zu liegen, durch welche er

Alles bequem sehen und hören konnte. Gerade unter seiner stand ein Tisch, auf dem eine Kerze brannte. Der Schulklopfer mit zwei andern jungen Männern saßen an demselben, jeder hatte einen Haufen Silber- und Kupfermünzen vor sich und ein Becher mit Würfeln kreiste fleißig in der Runde.

Seitwärts stand noch ein Tisch, der mit einem Tuche überdeckt war, unter welchem sich, soviel man bemerken konnte, Schüsseln und Flaschen verborgen befanden.

Der Schulklopfer schüttelte eben den Becher mit den Würfeln.

„So wahr ich leb'!" rief er während des Wurfes, „so viel Glück wie heute hab ich noch nie gehabt."

Er warf — elf Augen lagen auf dem Tische. Der Nachfolgende nahm den Becher. Es war ein junger Mann mit roten Haaren; zwei weitgeschlitzte graue Augen und ein gespitztes hervorragendes Kinn stempelten das Antlitz zur vollkommenen Fratze.

„Pinches", wendete sich der Schulklopfer zu ihm, „zeig, daß Du noch verdienst der Sohn unseres Rabbi zu sein, überwirf mich".

„Mein Vater soll leben', rief der Angeredete keck, — warf und die beiden leeren Seiten schauten nach oben. Ein höhnisches Lachen überzog das Antlitz des Schulklopfers.

„Du verdienst den Chower (ein Ehrentitel), noch nicht", sprach er spöttisch, während der Sohn des Rabbi den Becher unmutig weiter gab und ein Anderer ebenfalls weniger als der Schulklopfer warf. Dieser strich hastig den Satz ein und die Runde begann vom Neuen. Der Horcher auf dem Boden hatte indessen Muße genug, die Spieler genau zu betrachten. Den Schulklopfer ausgenommen, waren die übrigen zwei Talmudisten und Noße staunte nicht wenig, selbst den Sohn des Rabbi da zu finden, wo die Ruhe des Sabbat, die heilige Feier frech durch Würfelspiel und Geldberühren verletzt und entweiht wurde. Religionsübertretungen, die zu jener Zeit noch ungewöhnlich waren und ans Unglaubliche grenzten.

Das Spiel währte nicht lange, denn der Schulklopfer, um die Barschaften der Anderen schneller an sich zu bringen, hatte vom Seitentische unter dem Tuche eine mit Wein gefüllte Flasche hervorgezogen und das Weinglas wechselte nun mit dem Würfelbecher.

„Trink Scholem", rief Pinches seinem Nebenmanne zu, „der Nessach-(nichtgeweihter) Wein ist besser als der unsere; stark und süß, stark wie Lea und süß wie Rachel".

Scholem ergriff den Becher. „Pinches, Du sollst leben!" rief er, „und Deine Schwester Jentel —"

„Unsere Jentel steckt Dir noch immer im Kopf", lächelte der Sohn des Rabbi, „aber sie mag Dich nicht, mach Dir nichts daraus, was nicht ist, kann noch werden. Es geht mir auch nicht anders —"

„Du meinst die Tochter des Rosch Hakohols?" fiel der Schulklopfer ein.

„Ja, die holde Channe". — der Horcher auf dem Boden verdoppelte seine Aufmerksamkeit, — „sie muß mein werden, so wahr ich einst an die Stelle meines Vaters trete und Rabbi von Alt-Ofen werde".

Während Pinches diese Worte sprach, hatte Schlome Holländer wieder einen bedeutenden Satz eingezogen.

„Ei was", rief Scholem über den immerwährenden Verlust unwirsch, „fort mit den Würfeln, ich mag nicht mehr spielen, mein Geld ist alle".

„Dir borg ich", lächelte der Gewinner, „seitdem Du einen Nachschlüssel zu dem Schranke Deines Vaters hast, stehst Du bei mir wieder in gutem Ansehen".

„Und dennoch spiel ich nicht" brummte Scholem mürrisch.

„Er hat Recht", bekräftigte Pinches, „genug für heute, Morgen kommt wieder eine Nacht, wir wollen jetzt zum Tafeln schauen".

„Aha“, sprach der Klopfer vergnügt, „Euch wässert schon der Mund nach dem Braten, den ich bereiten ließ. Also frisch ans Werk“.

Die Würfel wurden bei Seite gelegt, die leeren Flaschen mit vollen vertauscht, dann hob man von dem Seitentische eine lange Schüssel herüber auf welcher sich der versprochene Leckerbissen befand.

Noße sah staunend hinab, er erkannte das Tier nicht, welches gebraten auf der Schüssel lag. Der Schulklopfer verrichtete die Stelle des Vorschneiders.

„Laßts Euch schmecken, rief er seinen Spießgesellen zu, „daß Boßor Achar (so wird das verbotene Fleisch von unreinen Tieren genannt, besonders aber Schweinefleisch) ist recht gut und schmackhaft“.

Diese Worte waren kaum gesprochen, als den Horchenden eine namenlose Wut erfaßte, solche Schändung seines heiligen Glaubens hatte er noch nicht erlebt. Wie bewußtlos erhob er das Haupt, um sich dem verbotenen Anblicke der unreinen Speisen zu entziehen.

Da fiel sein Auge auf einen großen Stein, der jenseits der Oeffnung lag, er streckte beide Hände aus, zog den Stein an sich und wie er über die Oeffnung kam, stürzte die schwere Masse hinab, zerschmetterte die Kerze, schlug den schwachen Tisch durch und fiel dröhnend auf den Boden.

Ein fürchterliches Wehgeschrei drang aus der finstern Kammer herauf. Noße aber hatte sich schnell erhoben, eilte die Leiter hinab und wand sich wieder durch das Fenster in seine Kammer. Kein Sterbenslaut störte mehr die stille Nacht.

Die Rebezen (Rabbinerin) und das neue Kleid.

Wer zu jener Zeit öfters durch die Alt-Ofner Judengasse gegangen wäre, hätte gewiß ein oder das andere Mal ein Männchen bemerkt, welches nicht nur seiner ungewöhnlichen Wenigkeit, sondern auch seines Amtes halber in der ganzen Gemeinde wohlbekannt und seines launigen unterhaltenden Umganges wegen, auch wohlgelitten war.

Wenn sich unsere Leser ein kleines, dünnes hageres Männlein von vier Fuß Höhe denken, welches durchs ganze Jahr mit Ausnahme des Versöhnungstages in einem schwarzen gefütterten Tuchrocke steckt, dessen Saum im Sommer den Staub und im Winter den Schnee fegt und welcher daher unten nur ein Paar Schuhe mit Schnallen und oben einen mit einem dreieckigen Hütlein bedeckten Kopf hervorschauen läßt, so haben Sie die vollkommene Gestalt und Tracht des Mosche Torn, wie er gleichsam eine stereotype Figur schon durch zehn Jahre unter der Alt-

Ofner Gemeinde wandelte und die Dienste eines Schameß versah.

Nebst der erwähnten Eigenheit in seiner Kleidung besaß Herr Mosche noch eine Menge anderer Sonderheiten, die teils angeboren, größtenteils aber angewöhnt waren und die nicht wenig zur Ergötzlichkeit seines Umganges beitrugen.

So klein auch Mosche Torn von Gestalt war, wußte er sich doch als Schameß ein großes Ansehen zu geben und so schwach seine körperliche Konstitution schien, besaß er doch als Vorbeter und Sänger eine starke Stimme, eine Stimme — die zwar nicht angenehm und volltönend, sondern fein und kreischend war, die aber, wenn er beide Hände an die Backen stützte und mit dem Daumen die Kehle drückte, die Luft in eine solche Anzahl Schwingungen versetzte, daß die Alt-Ofner Schule bis in ihre Grundpfeiler erbebte.

Mosche Torn wohnte — wie wir bereits erwähnten — im Schulhof, dem Rabbi gegenüber, das Häuschen war klein, bot aber Bequemlichkeit genug dar, ihm und seine teure Ehehälfte aufzunehmen, die wir im Verlaufe dieses Kapitels leider zeitlich genug kennen lernen werden.

Am Samstag Morgen — ehe sich die Gemeinde zum feierlichen Gottesdienste versammelte — finden wir den Schameß, wie er langsamen Schrittes vor seiner Wohnung im Hofe auf und ab geht. So wie immer, hatte er den erwähnten

Tuchrock an, aber er ist nicht zugeknöpft, das einzige Zeichen wodurch man Mosche Torn Sommer und Winter unterscheiden konnte — denn von Sukkes bis Pessach (vom Laubhüttenfest bis zu Ostern, d. i. vom Herbst bis zum Frühjahr) war der Rock von oben bis hinab geschlossen — eine schwarze Samtweste, die beinahe über den Bauch reichte, schaute bequem hervor.

Der Schameß hatte seine beiden Daumen rechts und links in die Aermellöcher der Weste eingehängt, während seine übrigen Finger steif und ausgestreckt auf der Brust ruhten — diese Stellung pflegte er immer im Gehen zu wählen, wenn er über etwas Wichtiges nachzudenken hatte, so trippelte er auf und ab und summte einzelne Töne halblaut vor sich hin, die seine ganze Gesangskunst bildeten.

Kurz vorher war nämlich Reb Schmul der Rosch Hakohol in den Hof getreten und in die Wohnung des Rabbi gegangen. Ueber diesen zeitlichen Besuch hatte sich der Schameß gar hoch verwundert. Denn wie er wohl wußte, lebten diese beiden Familien in sehr gespannten Verhältnissen.

Die Ursache dessen war die abschlägige Antwort, die Pinches, der Sohn des Rabbi, bei seiner Werbung um Channe erhalten hatte.. Das verdroß den stolzen Vater um so mehr, da man es zu jener Zeit als eine besondere Ehre ansah, wenn

man einen Talmudisten als seinen Eidam begrüßen konnte.

Reb Mosche erschöpfte sich also über diesen Besuch in Vermutungen, allein er konnte nicht ins Reine kommen, endlich ergriff er das einfachste Mittel und trat in seine Wohnung.

Wie richtig er gewählt, das werden wir gleich erfahren.

Der Gottesdienst hatte bereits seinen Anfang genommen und die Gemeinde sich schon versammelt.

Oberhalb des Einganges der Schule war eine sehr geräumige Galerie angebracht, welche durch ein hölzernes Gitter die Aussicht hinab in den untern Raum der Schule gestattete. Dieser Ort diente den Frauen zum Betorte und führte den Namen Weiberschule.

An diesem Vormittage ging es in der Weiberschule — besonders aber in der Mitte der vordersten Reihe — sehr lebhaft zu. In jener Gegend saßen nämlich: Fradel, die würdige Frau des Rosch Hakohol, Bäle, die Frau des Rabbi und endlich Judeß, die zeitliche Ehehälfte des Schameß, der bereits der vierte Mann war, mit dem sie unter der Chuppe (Traualtar) gestanden hatte.

Wir halten für notwendig unsern Lesern einige charakteristische Umrisse dieser drei Weiber mitzuteilen.

In der Frau des Gemeindevorstehers haben

wir bereits eine würdige Matrone kennen gelernt. Ohne sich um die andere Welt zu bekümmern, lebte sie nur ihrem Gatten und ihrer Tochter. Sie war fromm, gastfrei und wohltätig, Eigenschaften, die an ihr um so mehr geschätzt wurden, je seltener man sie bei einer und derselben Person vereint fand. Wiewohl ihr Mann zu den Wohlhabendsten der Alt-Ofner Juden gezählt wurde, verschmähte sie dennoch in ihrer Haushaltung jeden Aufwand und kannte weder Stolz noch Eitelkeit.

So war Fradel.

Von der Frau des Rabbi können wir leider nicht so Lobenswertes berichten. Eine kleine, dicke Figur, mit einem breiten Gesichte, dessen volle Wangen und blinzende Augen den Stempel des Neides trugen, zeichnete diese Frau vor allen Andern aus. Sie war bereits in jene Jahre getreten, in welchen man ihr mit vollem Rechte den Namen eines alten Weibes hätte beilegen können; allein Frau Bäle gedachte wohl noch lange zu leben, jedoch alt wollte sie für alle Mal nicht werden und nicht heißen. Dieser Fehler entsprang natürlich aus einer übermäßigen Eitelkeit, welche sie alle Mittel ergreifen ließ, die Spuren zu decken, die die Zeit zurückgelassen hatte. Geschmeide, neue Kleider, reiche Hauben, so viel als die Vermögensumstände des Rabbi nur gestatteten, wurden angeschafft, um die eitle Zierpuppe herauszuputzen. Den größten Vorteil aus diesen Schwächen

schöpften einige verschmitzte Talmudisten, die manches Butterbrot, manche gebratene Gansleber und andere Näschereien von der jungen Frau Rebezen herauszulocken wußten.

Ein würdiges Seitenstück zu dieser war Frau Judeß, des Schameß zeitliche Ehehälfte. Wenige Worte werden hinreichen, sie unsern Lesern ganz vor die Augen zu führen. Eine lange, knochendürre Gestalt mit einem eingefallenen Gesichte, welches mit einigen Warzen besetzt war; graue Augen, ein zahnloser Mund, bildeten ihre körperlichen Vorzüge, mit denen die geistigen im vollkommenen Einklange standen, denn sie besaß alle Eigenschaften eines bösen Weibes. Gewiß es hätte keinen geplagteren Ehemann auf der ganzen Erde als den Schameß gegeben, würde dieser nicht im Besitze einer praktischen Klugheit gewesen sein, welche ihn, ja nur ihn allein mit seiner Gattin gut auskommen ließ. Der Wahrheit gemäß müssen wir aber gestehen, daß Reb Mosche auch gewisse Ursachen hatte seinem Weibe nachzugeben, denn der Wochenlohn, den er von der Alt-Ofner Gemeinde erhielt, war ein unbedeutender und reichte kaum hin, seine häuslichen Bedürfnisse bestreiten zu können, viel weniger ein Wohlleben zu führen, wie es der Schameß gewohnt war; da mußte nun Frau Judeß mit ihren Sparpfennigen aushelfen, welche sie durch ihre ganz eigenen Erwerbszweige zusammengescharrt hatte. Sie führte näm-

lich einen Separathandel mit alten Frauenkleidern, sie verstand die Kunst Gänse zu stopfen (gewaltsam überfüttern), die zwei- bis dreipfundige Lebern und doppelt soviel Schmalz produzierten, dann besaß sie eine besondere Fertigkeit darin, Gänsen, welche durch ungeschicktes Stopfen ein Körnchen in die unrechte Kehle bekamen, dasselbe herauszuwürgen; diese und noch viele andere Mittel brachten ihr manche Pfennige und anderweitige Geschenke, welche ihr als Zusatz zu ihres Mannes Wochenlohn recht gut zu statten kamen.

Doch nun zurück in die Weiberschule. Jede der Frauen, so wie überhaupt alle Uebrigen hatte ein großes Gebetbuch vor sich, in welchem sie emsig lasen.

Anfangs war Alles ruhig und still, dann neigte sich Judeß, ohne die Brille abzunehmen, die ihr auf der Nase saß, zu ihrer Nachbarin zur Linken, der Frau des Rabbi und lispelte ihr einige Worte zu. Diese, ohne sich irre machen zu lassen, nickte beifällig mit dem Kopfe und murmelte weiter.

Dame Judeß betete auch wieder einige Zeilen, dann wendete sie sich abermals zur Linken und flüsterte: „Ihr habt heute frühen Besuch gehabt?"

Die Andere nickte zur Antwort seufzend mit dem Kopfe, dann aber schienen Beide wieder emsiger als früher in ihrer Andacht fortzufahren. Nach einer Weile nahm die Frau des Schameß ihre Brille von der Nase, legte diese in das Buch und

wendete sich zur Frau des Rabbi: „Euer neues Kleid ist von schönem Stoffe, echt italienische Seide?“

Diese Anregung war für die Rebezen hinlänglich, daß auch sie ihre Brille abnahm und antwortete: „Ja liebe Judeß, alles echt, ich versichere Euch, kostet teures Geld, mein Sorach hat ihn von einem Lombarden gekauft“.

„Glaubs gerne“, erwiderte Judeß mit einem frommen Blicke, „ich habe auch nie daran gezweifelt, aber es gibt schon Leute“, fuhr sie zweideutig fort, „die dieses tun“.

„So“, fuhr die eitle Frau des Rabbi zornig auf; denn, daß Jemand an der Echtheit ihres Kleides zweifle, das wäre ihr selbst im Traume nicht eingefallen. Dieses ‚So‘ war das erste Wort, welches hinunter in die Männerschule drang, man schaute in die Höhe, stutzte, fuhr aber wieder im Gebete fort, als keine fernere Störung erfolgte, denn Frau Judeß hatte die Empörte am Arme ergriffen und auf ihren Sitz niedergezogen.

„Ja gewiß“, schmähte Bäle weiter, aber etwas leiser als früher, „ich kann mir schon denken, wer diese Neidbesessene ist, die mein neues Kleid schmäht, weil sie es mir nicht vergönnt“, dabei warf sie immer giftige Blicke auf die Frau des Gemeindevorstehers hinüber, „aber gerade deßwegen will ich es fleißig tragen, täglich will ich es anziehen und an ihrem Hause vorübergehen und

sie soll grün und gelb vor lauter Aerger werden, die Gaiwenikinn (Stolze), mein Pinches war ihr zum Eidam zu schlecht, sie wird keinen Bessern kriegen, ich weiß es gewiß" — die Stimme der Rebezen wurde im Eifer immer lauter — „sie soll sich ihre Channe aufheben, bis sie eine alte Mad (Maid) wird, ich will sie nicht mehr zur Schnur (Schwiegertochter) haben, so wahr ich Bäle heiße und Rebezen von Alt-Ofen bin".

Trotz der Begütigungen ihrer Nachbarin wäre der Fluß ihrer Rede noch nicht versiegt, hätten nicht mehrere Mahnungen: „Still da droben, ruhig da drüben, still da voran" usw. sie verstummen gemacht.

Aus der Männerschule wendeten sich jetzt alle Köpfe nach oben, wo ein vielstimmiges düsteres Murmeln ertönte, denn sämtliche Frauen unter einander, fingen das Vorgefallene zu besprechen und kritisieren an.

„Was ist das für ein Geplauder?" rief eine Stimme hinauf.

„Die Rebezen, die Rebezen!" schrien mehrere Andere.

„Pst! Pst!" zischte unwillig ein Andächtiger und klopfte mit der platten Hand auf sein Gebetbuch.

„Sie ist meschugge!" schrien einige Talmudisten, denen das böse Weib schon längst ein Ekel war.

Frau Bäle die sich nicht anders aus der Verlegenheit zu ziehen wußte, da aller Augen auf sie gerichtet waren, benützte diese Zumutung und fiel in Ohnmacht.

„Weh geschrien!“ kreischte oben ein Chor von Weiberstimmen.

Mehrere Männer eilten hinauf um zu sehen, was es denn gebe, indessen hatten viele Frauen die Flucht ergriffen, sie drängten die schmale Treppe hinab; die hinaufeilenden Männer kamen ihnen entgegen; Verwirrung herrschte über Verwirrung; Drängen, Stoßen, Drücken, nahm in dem engen Raume über Hand, um dieses noch zu vermehren, kam Judeß mit noch einigen andern Weibern, die ohnmächtige Bäle einherschleppend; als sie aber mitten in dem Chaos anlangten, mochte diese durch einige Stöße unsanft geweckt worden sein, denn plötzlich stand sie kerzengerade da, riß die grauen Augen weit auf und die Hand steif vor sich hinhaltend, machte sie sich Platz und rannte erbost durch den Haufen.

Judeß fogte ihr nach und erst zuhause erreichte sie vollkommen den Zweck, von der Rebezen die Ursache jenes frühen Besuches zu erfahren.

Als der Schameß aus der Schule kam, fand er seine teure Hälfte seiner harrend.

„Ihr habt heute droben ein schönes Purimspiel gemacht“, lächelte er und tänzelte dabei pendelar-

tig bald auf diesen bald auf jenen Fuß, — dies war eine seiner üblichen Gewohnheiten.

Judeß ließ ihn nicht fortfahren: „Wer ist schuld daran", rief sie höhnisch, „die dumme Rebezen — ich kann sie nicht ausstehen, die Eitle; stell Dir nur vor, sie sagt ihr neues Kleid hätte der Rabbi von einem Lombarden gekauft".

„Kann schon sein", ergänzte Reb Mosche gutmütig und setzte sich an den gedeckten Tisch, um das Frühstück einzunehmen.

„Was?" schrie die Erboste, „bist Du auch so ein leichtgläubiger Narr, wo möchten sie das Geld dazu hergenommen haben, wie lange war schon keine reiche Chaßene und kein Briß (Hochzeit- und Beschneidungsfest, das wirst Du am besten wohl wissen.

Von der Wahrheit dessen war der Schameß vollkommen überzeugt und ein schwerer Seufzer vertrat die Stelle seiner Antwort, denn während des Essens, war er immer sehr wortarm. Judeß aber fuhr fort: „Das mag mir schon der rechte Lombarde gewesen sein, vielleicht Einer von unsern Leuten, dem sie es abgehandelt."

„Laß das gut sein", sprach der Schameß den Redestrom seiner Eehehälfte hemmend", sag mir lieber, was Du in Betreff des frühen Besuches aus der Rebezen herausgebracht?"

„Ei was", erwiderte Judeß unwirsch, „eine Dummheit, über die zu reden es sich kaum der

Mühe lohnt. Ein Bocher ist angekommen, der beim Rabbi zum Schir gehen will und dessen nimmt sich der Rosch Hakohol an und hat darüber mit diesem gesprochen.

Der Schameß sah es nun ein, wie wenig Ursache er hatte, neugierig zu sein und von seinem jetzigen Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen, hatte er bald den Bocher, den Rabbi, die Rebezen und seine teure Ehehälfte vergessen. Das Letztere wundert uns am wenigsten.

Während dieses beim Schameß vorging, ereigneten sich beim Rabbi Szenen, die das Interesse des Lesers wohl mehr in Anspruch nehmen dürften. Die Wohnung des Rabbi hatte nebst dem Erdgeschosse eine geräumige Bodenstube, zu welcher eine schmale finstere Treppe führte. Wenn man durch diese trat, gewahrte man gegenüber zwischen den beiden Fensterchen einen hohen Schrank mit großen dicken Foliobänden vollgestellt, vor diesem stand ein breiter Armsessel an einem langen Tische, der quer beinahe die ganze Breite der Stube einnahm und von mehreren Bänken umgeben war, Sonst bot die Stube nichts Sehenswertes, die Wände waren grau und abgewetzt, der Boden schmutzig, die Bücher in dem Schrank bestaubt und der Tisch samt den Bänken schlotterig.

In dem Armsessel sitzt ein Mann. Ein langer schwarzseidener Kaftan umhüllt die hohe Gestalt,

ein Samtkäppchen deckt sein Haupt, dessen Haare an der Seite und rückwärts unbeschnitten hinabrollen; starke Brauen beschatten zwei große blitzende Augen, seine Stirne in Falten gelegt verrät Tiefsinn und die etwas aufgezogenen Mundwinkel einen düstern cholerischen Charakter. Ein schwarzer Bart wallt lang und breit über die Brust hinab und gibt dem Eigentümer ein wildes Ansehen. Dieses ist Reb Sorach, der damalige Rabbi von Alt-Ofen.

Nach einer Weile öffnet sich die Türe, ein Jüngling tritt schüchtern ein und bleibt vor dem Rabbi stehen.

„Bist Du das Bocherl, welches erst gestern angekommen?" fragte der Rabbi.

„Ja", antwortete jener.

„Du heißt?"

„Noße."

„Was hast Du bisher gelernt?"

„Tora und Tnach".

Der Rabbi hatte seine linke Hand auf dem Arm des Sessels liegen, während er mit der Rechten seinen Bart faßte und vom Kinn bis hinab streichelte; unten am Ende angelangt bog er denselben aufwärts, nahm ihn zwischen die Lippen, dann ließ er ihn wieder los und wiederholte das frühere Spiel.

„Nur Tora und Tnach?" sprach er zum Bocher, „wie alt bist Du?"

„Achtzehn Jahre."

„Hast noch viel zu wenig gelernt für Dein Alter. — Bist Du fromm?" fuhr der Rabbi in seinen Fragen fort.

„Der Glaube meiner Väter ist mir über Alles", erwiderte der Bocher.

„Hältst Du alle Fasttage im Jahre?"

„Ja".

„Auch die Halbfasttage?"

„Ebenfalls".

„Meine Schüler", fuhr der Rabbi fort, „müssen, mit dem Psalmisten zu reden, in die Fußstapfen der Frommen treten und die Wege des Gerechten gehen. Nimm Dir ein Beispiel an meinem Sohne Pinches, er lernt den ganzen Tag hindurch".

„Wo denn?" fragte der Bocher schüchtern.

„Bei seinem Freunde Scholem", entgegnete Rabbi Sorach, „ich hoffe, ihr werdet euch in Güte vertragen, denn Streit- und Zanksüchtige werden nicht geduldet. Morgen früh um die achte Stunde kannst Du Dich hier einfinden".

Noße entfernte sich aus der Stube. „Armer Vater!" dachte er, während er die finstere Treppe hinabstieg, „Du kennst Deinen Sohn nicht, einen Abtrünnigen hast Du aufgezogen, der nicht würdig ist, Deinen Namen zu tragen. ‚Wehe', wirst Du rufen, wenn Dir einst die Augen geöffnet werden". Jetzt war der Bocher unten angelangt, als ihm in dem kleinen Vorhause eine Jungfrau entgegen trat

bei deren Anblick er unwillkürlich einen Augenblick stehen blieb. Eine majestätische Gestalt von üppig schwellender und doch zarter Körperform bestach im ersten Augenblick den Jüngling, um ihn dann erst auf die feineren Nuancen ihrer Schönheit aufmerksam zu machen. Das schön gezeichnete Profil ihres ovalen Antlitzes, die in Rosenflammen erglühten Wangen, das dunkle Glutauge mit den weichen Seidenwimpern, alles war von Anmut und Liebreiz überfüllt, alles zeigte Wärme und Leben. Und diese Huldgestalt stand dem Bocher gegenüber, ließ die Feuerstrahlen ihres Auges wohlgefällig auf ihm ruhen. Ihm aber trat unwillkürlich ein anderes Bild vor die Augen, er zuckte zusammen, schlug seinen Blick zu Boden als fürchte er schon zu lange in diesem Anblicke geschwelgt zu haben und taumelte hinaus. Die Jungfrau blieb noch lange regungslos auf dem Platze stehen, ihr Auge war stier auf einen Punkt geheftet, ihre Gedanken folgten dem Bocher. „Der oder keiner", rief sie leidenschaftlich, und stürzte in die Stube zu ihrer Mutter.

Es war Jentel die Tochter des Rabbi.

Die Familie des Rabbi und des Rosch Hakohols.

Nachfolgende wichtigere Vorfallenheiten drängen sich heran und wir sehen uns gezwungen, die Begebenheiten der nächsten Wochen im Kurzen zu erwähnen.

Der Rosch Hakohol nahm sich väterlich des armen Talmudisten an. Der würdige Mann fand Wohlgefallen an dem unverdorbenen unschuldigen Jüngling. Er verschaffte ihm bei einer armen alten Witwe eine Wohnung und verwendete sich bei anderen wohltätigen Familien, daß der Bocher an jedem Tage der Woche bei einer andern, am Freitage und Samstage aber bei ihm selbst zu Gaste erschien.

Dies nennt man ‚Tag essen' und die meisten Talmudisten wurden auf diese Weise unterstützt, freilich gab es Häuser, wo man solche Wohltaten nicht aus einem angeborenen Wohltätigkeitssinne, sondern nur aus Vornehmtuerei, oder um den Verdacht des Geizes zu beseitigen ausübte, aber ein solcher Fall fand bei Noße nicht statt, er wurde überall gerne gesehen und freundlich aufgenommen.

Sonderbar war sein Verhältnis im Hause des Rabbi. Dieser war, so wie überhaupt alle Gelehrten seines Faches, ein von der Welt ganz abgeschlossener Mann. In seiner Bodenstube unaufhörlich mit dem Studium des Talmuds beschäftigt, war er nur durch die Bande seines Amtes an die menschliche Gesellschaft und durch die der väterlichen Liebe an seine Familie gekettet; seine Gattin achtete er als Hausfrau, barg aber für sie kein Fünkchen Liebe im Herzen. Ihr eitles Treiben war ihm bis in die Seele zuwider; allein er wollte den Frieden seines Hauses nicht stören, überließ sie ihren Mängeln und Fehlern und trat nur dann als befehlender Gatte auf, wo es sich um die Entscheidung wichtigerer Angelegenheiten handelte. Desto inniger aber hing er an seinen beiden Kindern; mit all der zärtlichen Liebe eines Vaters die ein solcher zu fühlen nur im Stande ist, behandelte er sie mit nur zu viel Nachsicht, zeigte ihnen diese bei jeder Gelegenheit und verdarb sie dadurch. Er übernahm die Erziehung seiner Kinder erst als sie schon etwas erwachsen waren, früher hatte er diese seiner Frau überlassen. Allein Bäle war viel zu geistesbeschränkt, als daß sie einer solchen mit Würde hätte vorstehen können, sie war zu sehr Affenmutter um die Strenge der Erzieherin handhaben zu können, dadurch wurden nun Pinches und Jentel verdorben.

Sie besaßen alle Eigenschaften schlecht er-

zogener Kinder, nur mit dem Unterschiede, das Pinches durch böses Beispiel und leichtsinnige Kameradschaft verführt, vollkommen mißraten war, während Jentel nur ein verwöhntes Töchterlein wurde, welches eigensinnig, launig und leidenschaftlich, nie gewohnt war sich einen Wunsch zu versagen, viel weniger aber Gefühle oder Leidenschaften zu unterdrücken, oder ihnen gar durch Ueberlegung einen Damm zu setzen.

Als nun Noße täglich in dieses Haus kam, berührte es ihn sehr unangenehm mit Pinches und Scholem so oft in Gesellschaft sein zu müssen. Seitdem er jene Szene in der Schlafstatt belauscht hatte, war Verachtung gegen die Teilnehmer derselben in seinem Herzen eingezogen. Diese mochten es wohl bemerkt haben und vergalten Gleiches mit Gleichem, allein beide Parteien hatten Ursache ihre Gefühle zu verheimlichen. Noße weil er gleich anfangs nicht als zänkisch auftreten und den Rabbi nicht kränken wollte, die Andern aber weil sie einen solchen gefährlichen Mitwisser — was er ihren Vermutungen nach war — nicht zur Angabe reizen wollten. So glühte also das Verderben unter der Asche der Gleichgiltigkeit, sollte aber nur zu bald hervorbrechen.

Ganz anders war es mit Jentel. Die Tochter des Rabbi hatte den Bocher kaum gesehen, als sie in Liebe zu ihm entbrannte und wenige Tage waren hinreichend in ihrem Herzen eine Flamme

anzufachen, die schonungslos um sich griff und unbändig die Ruhe desselben verzehrte. Sie hatte die Ueberraschung des Bochers bei ihrer ersten Zusammenkunft für etwas Anderes genommen, als sie es wirklich war und sie falsch beurteilt, Sie mochte von sich auf ihn geschlossen und das Erwachen einer Leidenschaft vermutet haben, während es nichts anderes als eine augenblickliche Verwunderung, die Aufwallung eines Schönheitssinnes war, wie man sie empfindet, wenn man plötzlich vor einem schönen Bilde stehen bleibt, welches wohl auf die Sinne wirkt, ohne aber das Herz zu bestechen. Auf einen Verdorbenen, wie Scholem war, mochte der Eindruck den Jentel hervorbrachte, wohl ein tiefer sein, allein trotz seinen Bewerbungen, seinem Drängen und Bitten, trotz des Zuredens ihres Bruders konnte sie keine Neigung zu ihm gewinnen, während Noße ohne seinen Willen als ein König in ihrem Herzen thronte. Der arme Bocher war froh, ihm fiel ein Stein vom Herzen, wenn er das Haus des Rabbi im Rücken hatte, ein sonderbares drückendes Gefühl bemächtigte sich seiner, sobald er dessen Schwelle übertrat und verließ ihn nicht eher, als bis er wieder aus der Türe desselben kam.

Wie ganz anders war es, wenn er sich in dem Hause seines Wohltäters des Rosch Hakohols befand. Hier war er kein Fremder, hier kam man

ihm nicht falsch, nicht eigensüchtig entgegen. Das würdige Ehepaar behandelte ihn wie einen Sohn, freundlich, liebevoll und aufmerksam. Die Tage, die sie ihm gastfreundlich eingeräumt hatten, waren für ihn die Festtage der Woche, die Stunden in ihrem Hause, Götterstunden. — Mit jugendlicher Ungeduld sah er ihnen wieder entgegen, wenn sie auch erst verflossen waren. Und Channe, wie lieblich stand sie vor ihm. Wie anmutsvoll, wie keusch war ihr ganzes Wesen, sie schien ihm mit jedem Tage reizvoller und huldreicher, so oft er sie sah, glaubte er einen neuen Strahl in dem Kranze ihrer Unschuldsglorie auftauchen zu sehen, jeder Blick war eine neue Fessel, die sein Herz mit Rosenbanden in die Nähe der schönen Jungfrau zog. Oft konnte er sich nicht enthalten, das Bild der Rabbitochter in Gedanken an ihre Seite zu stellen, nicht etwa als ob seine Wahl zwischen Beiden noch geschwankt hätte, nein, er tat es nur — und das mit Lust — um Channe aus dem Vergleiche als strahlende Siegerin auftauchen zu sehen. Channe und Jentel. Zwei Wesen, jedes mit allen körperlichen Vorzügen ausgestattet, jedes ein Meisterstück der Schöpfung, in jedem glaubte man den Born der Schönheit und Anmut bis zur Neige verbraucht und dennoch so verschieden von einander.

Es ist ein eigenes Geheimnis der vielgestalti-

gen Natur, Bilder hervorzuzaubern, deren jedes einzeln betrachtet, unübertrefflich da zu stehen scheint, während dann beide gegeneinander gehalten, die frühere Vermutung vernichten und uns plötzlich eine wo möglich noch erhöhte Verwunderung abzwingt, die Wahl zwischen Beiden erschweren.

Aber diese beiden Jungfrauen, so körperlich vollendet, waren doch sehr verschieden von einander! — der Unterschied lag aber in ihrer geistigen Beschaffenheit, in ihrem Charakter.

Channe schien ein holdseliges Kind, dem Anmut und Sanftmut auf dem Antlitze geprägt war, dem Frohsinn auf der Stirne thronte und Duldung aus den Augen strahlte; sie war ein Wiesenblümchen, unschuldsvoll ersprossen und anspruchslos fortblühend; so nur konnte Mutter Eva aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sein, so nur konnte Rüfka an der Quelle dem Diener Abrahams den Wasserkrug reichen. Ganz anders erschien Jentel. — Ein stiller Ernst sprach aus ihren Mienen, leidenschaftliche Glut blitzte aus den Augen, sie schien nicht zum Dulden sondern zum Befehlen geschaffen, sie warf sich unwillkürlich zum Herrn des Mannes auf, während sie sich selbst nicht zu beherrschen vermochte; ihr Busen barg ein Heer von Leidenschaften, die einer Schlangenbrut ähnlich in demselben ruhten, aber noch vom tiefen Winterschlaf befangen

waren. Nur des ersten Sonnenstrahles bedurfte es, um sie zum Leben zu erwecken und — dieser war ihr bereits ins Herz gefallen. Channe war ein passiver, Jentel ein aktiver Charakter, jene wirkte aufs Herz, diese auf den Verstand, jene gewann durch Gefühle, diese durch Sinne; Channe endlich wußte nicht, daß sie siege, während Jentel im Voraus schon die Folgen ihrer Eroberung berechnete. So hatte das Schicksal diese Menschen zusammen getragen und entgegengestellt, die dazu ausersehen waren, ein Schauspiel traurigen Inhaltes auf ihrer kleinen Lebensbühne darzustellen. Liebe und Haß — die Universalleidenschaften traten auch hier in Konflikt gegeneinander, um sich zu bekämpfen und zu bekriegen, nur mit dem Unterschiede, daß von dieser Bühne nach Beendigung des Trauerspieles die Toten nicht so, wie von jenen Brettern, die die Welt bedeuten, wieder auferstanden, sondern daß sie verscharrt liegen blieben, vermoderten und jetzt noch immer der allgemeinen Auferstehung harren.

Gleich und gleich gesellt sich gern.

Es war eine finstere unfreundliche Nacht; die Lichter des Himmels waren erloschen, das geräuschvolle Treiben des Tages verstummt und eine Leichenstille eingetreten.

Eine schlafende Stadt gleicht sehr einem Friedhofe, denn in ihren steinernen Särgen liegen die Menschen und schlafen, stehen dann auf, um sich wieder schlafen zu legen. — Schlafen — tot sein! — Ist der Schlaf etwas anderes als ein kurzer Tod? — Der Körper ist von Banden umfangen und die Seele ist im Traume geschäftig; so stirbt der Mensch täglich, so oft sich der Schlaf auf seine Augen senkt, so erwacht er dann immer, um wieder zu sterben und endlich — um nicht mehr zu erwachen.

Die Schwüle des vergangenen Tages hatte auf ein baldiges Gewitter schließen lassen und dieses kam wirklich herangezogen. Ein starker Luftzug strich durch die Straßen Alt-Ofens, dichte Wolken hingen tief herab und verursachten eine

undurchdringliche Finsternis. Zwei Stunden vor Mitternacht schlich eine verhüllte Gestalt von Alt-Ofen herüber gegen die Wasserstadt. Sie hatte ihren Weg längs des Donauflusses genommen und an der Langsamkeit der Bewegung sah man die Vorsicht, mit welcher sie ihr Ziel verfolgte. Endlich blieb sie vor einem kleinen Häuschen stehen. Die Türe desselben war geschlossen; da erfolgte ein dreimaliges leises Klopfen, sie öffnete sich, die Gestalt trat ein und gleich hinter ihr schloß sich der Eingang. Jetzt betrat der Angekommene eine Stube, die hell erleuchtet und mit Menschen zahlreich gefüllt war. An den Wänden herum standen Tische. Gäste, der verschiedensten Gattung befanden sich an denselben. Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Juden und Christen, Ungarn, Deutsche und Siebenbürger. Viele der Versammelten spielten, andere tranken, wieder andere kürzten sich die Zeit mit lustigen Gesprächen, die meisten aber feilschten mit einander über verschiedene wertvolle Gegenstände, als da sind, Ringe, Kettlein, Perlen und andere Schmucksachen edlen Metalles. Dies Alles geschah ohne Lärm, Geräusch und Aufsehen. Die eingetretene Gestalt hatte sich an ein in der Ecke noch unbesetztes Tischchen gemacht und begehrte einen Krug Weines; dann verhielt sie sich ruhig und still. Es war ein Jüngling von beinahe achtzehn Jahren. Blattern hatten das vielleicht

früher schöne Antlitz verunstaltet; der feine weiße Teint bestätigte diese Vermutung, die Züge aber waren grell, so wie das rote Kopfhaar, welches mit jenem im vollkommenen Einklange stand. Im Ganzen verdiente er eher den Namen eines häßlichen, als angenehmen jungen Mannes. Nach einer Weile gesellte sich noch ein anderer Gast zu ihm, der eben auch angekommen war.

„Du laßt lange auf Dich warten, Scholem", rief ihm der Erstere entgegen, „wo bist Du geblieben, es wird ja gleich elf schlagen".

„Du hast leicht reden", lautete die Antwort, „Dir gibt Deine Mutter Geld, aber ich muß es mir erwerben. — Da schau mal, Pinches, ein Paar silberne Schuhschnallen".

Der Rote nahm die Schnallen in die Hand, wog sie bedächtig, als prüfe er ihr Gewicht, dann stellte er sie wieder dem Eigentümer zurück.

„Sie sind hohl", sprach er leichthin, „wirst nicht viel bekommen".

„Das wollen wir sehen", erwiderte Scholem, und rief einen Mann zum Tisch, der den Abend schon mehrere Kostbarkeiten gekauft hatte.

Nun begann der Handel. Der Käufer gab zu verstehen, wie er es nur zu gut wisse, daß die Schnallen gestohlen seien, dadurch ließ sich Scholem aber nicht irre machen.

„Ihr habt in Eurem Leben noch wenig ehrlich gekauft", warf er dem Andern vor, „drum nehmt

nur die Schnallen um den angebotenen Preis: Ihr wißt, Ihr habt einen guten Kunden an mir, kommende Woche sollt Ihr einen schönen Schmuck bekommen, aber nur nicht handeln müßt Ihr, sonst gehe ich Euch weiter".

Nach langem Feilschen endlich, wurden sie einig, der Käufer zahlte aus und die Talmudisten waren an ihrem Tische wieder ungestört.

„So, mein lieber Pinches", sprach Scholem, nachdem er das Geld verborgen hatte, „wir zwei würfeln nicht mit einander, wir wollen uns das Geld nicht abgewinnen, aber bis wir den Schulklopfer wieder einmal eingefädelt haben, dann wollen wir uns schon verständigen".

„Du hast recht, Scholem", erwiderte der Andere, „dieser schändliche Holländer, der hat uns schon so viel abgewonnen, wir müssen uns einmal entschädigen. Männer wie wir, die in der Hoffnung leben, in Bälde Schwägerleute zu werden".

„Diese Hoffnung habe ich aufgegeben", rief Scholem seufzend.

„Wie so?" fragte Pinches erstaunt.

„Deine Schwester beharrt in ihrem Eigensinne".

„Kann nicht sein", grollte der Andere, „sie muß so wahr ich ihr Bruder bin".

„Auf diesem Wege geht es nicht", entgegnete Scholem verzweifelnd, „denn, wenn ich mich nicht täusche, so ist jetzt noch ein Hindernis dazu ge-

kommen, welches sich mächtig — unüberspringbar zwischen uns ausdehnt. Deine Schwester liebt einen andern".

„Wie?" rief der Rote, „ist es möglich, sollte die Tolle —"

„Ereifere Dich nicht, Bruder Pinches," besänftigte ihn der Andere, „es führt zu nichts. Es ist bestimmt, Deine Schwester liebt — Noße Traun".

„Verflucht! diesen Schnorrer, diesen schändlichen Heuchler, der sich in die Gunst aller Menschen einzuschleichen weiß; nie und nimmermehr soll er mein Schwager werden, so wahr mein Vater Rabbi in Alt-Ofen ist. Ich sehe schon", fuhr er etwas gefaßter fort, „wir müssen jetzt einen ganz frischen Weg einschlagen, die Schwester muß die Deine werden."

„Pinches", sprach Scholem langsam, „Du weißt, Dein Vater mischt sich in diese Angelegenheiten nicht, die Mutter liebt Jentel zu sehr, als daß sie ihr einen Mann aufdringen würde, was willst Du also machen, wenn Jentel sagt, daß sie mich nicht lieben könne".

„Das eben", erwiderte der Sohn des Rabbi, „werde ich machen, daß sie Dich lieben wird, unvergeßlich lieben, so — als wenn Du Noße Traun wärest. Komm mit, wir wollen rasch ans Werk schreiten".

Eine halbe Stunde später traten zwei Männer in den Schulhof und blieben vor der Wohnung

des Schameß stehen. Einer von ihnen trat an ein Fensterlein und klopfte leise an.

„Wer klopft?“ kreischte drinnen eine Weiberkehle.

„Frau Judeß!“ rief der Mann draußen mit verstellter Stimme, „kommt ein wenig herbei“.

„Der Böse soll alle ungeschickten Köchinnen holen“, zürnte die Gerufene drinnen, denn sie wähnte nichts Anderes, als daß man sie bei einer v e r stopften Gans zu Hilfe rufe.

„Geh Judeß, mein Kind“, hörte man den schlaftrunkenen Schameß brummen, „schau wer es ist“.

„Halts Maul, Du faule Eselshaut“, kreischte die zärtliche Gattin und trat ans Fenster.

Der Mann draußen sprach einige leise Worte mit ihr.

„Schon gut“, lispelte Frau Judeß, zog sich wieder zurück, die beiden Männer gingen rückwärts gegen die Schule zu.

Eine heilige Stille herrschte um das verlassene Gotteshaus. Die Nacht war noch immer finster, aber ruhiger wie früher; der Wind hatte sich gelegt, dagegen war ein feiner Regen eingetreten, der still und geräuschlos herabrieselte. Die beiden Männer stellten sich unter den Vorsprung des Schuldaches; — kohlschwarze Nacht umgab sie, nur durch die Gitterfenster der Schule dämmerte ein matter Schein des ewigen Lichtes, wel-

ches vor dem Aron Hakodosch in einer grünfärbigen Lampe brannte.

(Aron Hakodosch ist der Zehn-Gebotskasten, welcher die im Tempel zu Jerusalem gestandene Bundeslade vorstellen soll, worin aber jetzt die Tora, (das Gesetzbuch auf einer Pergamentrolle geschrieben), aufbewahrt wird.)

Nach einer Weile hörte man ein schwaches Geräusch, wie schleichende Fußtritte schallte es immer näher.

„Sie kommt schon", lispelte einer der Männer. Als die Erwartete angekommen war, öffnete sie leise die Schultüre, alle Drei schlüpften hinein und lehnten dann die Pforte ans Schloß.

„Hier in der Vorhalle ist es kalt", lispelte Judeß, denn s i e hatte den Schlüssel gebracht, „laßt uns in die Schule gehen."

Sie traten ein; der grüne Schein des ewigen Lichtes hüllte die Schule in ein mystisches Dunkel, die Ständer (hölzerne Pulte, auf welchen die Gebetbücher liegen), die vor den Sitzen standen, glichen unbeweglichen Gestalten, welche die Geheimnisse der Nacht belauschten; Leichenstille war verbreitet, jeden Laut hallten die Wände wieder.

Nun begannen die Eingetretenen mit einander zu lispeln, anfangs leise und unverständlich, dann aber immer lauter und lauter.

„Wie ich Euch sage, Frau Judeß, sprach der Eine — es war Pinches — „Ihr habt gar nichts zu befürchten. Ihr bereitet das Tränklein und für das Uebrige laßt uns sorgen."

„Das ist Alles recht", antwortete das Weib des Schameß, „aber schon die Bereitung ist sehr gefährlich, denn es werden alle bösen Geister herauf beschworen und wenn es dabei falsch zugeht, kann ich ein Kind des Todes sein".

„Denkt nur an die Goldgulden", erinnerte der Andere, an dem man Scholems Stimme erkannte.

Judeß dachte eine Weile nach. „Nun meinetwegen", rief sie dann entschlossen, „ich will Euch willfahren, aber wie ich schon gesagt, mit dem Andern will ich nichts zu tun haben; ich liefere Euch den Liebestrank und das Uebrige müßt Ihr vollbringen. Jetzt laßt uns gehen und in der ersten Sliches-Nacht um die elfte Stunde erwartet mich hier, dann wollen wir den Trank bereiten".

Alle Drei entfernten sich behutsam.

Frau Judeß schloß die Schultüre wieder und trippelte dann gegen ihre Wohnung zu, während Pinches durch ein Fenster in das Hinterstübchen stieg, wo seine Schlafstelle stand und Scholem sich auf der Straße im Dunkel der Nacht verlor.

Als Judeß in der Stube anlangte, kehrte sich der Schameß eben auf die andere Seite.

„Bist Du schon da, Judeß, mein Kind?" fragte er schlaftrunken.

„Freilich bin ich da, Maulaffe", keifte sie, „das Weib muß sich die ganze Nacht plagen und der Mann schläft wie ein Murmeltier".

„Und das Weib soll gehorchen dem Manne", zitierte der Schameß aus der Bibel.

„Und der Mann soll dem Weibe Nahrung verschaffen", replizierte Frau Judeß.

Dieß war die empfindlichste Seite des Schameß. „Nu, nu", rief er begütigend, „wo bist Du denn nachher gewesen?"

„Bei Cheile Leder war ich, ich hätte ihr sollen einen Korn herausnehmen".

„Wem, Cheile Leder?" fragte der Schameß erstaunt.

„Warum nicht gar", grollte Judeß unwillig, „ihrer fettesten Gans, die wenigstens sechs Halbe Schmalz geben wird; aber deßwegen ist sie doch nicht so fett, wie die unsrigen", setzte sie eifrig hinzu.

„Ich wollte", brummte der Schameß in sich hinein, „Du wärst so fett wie Deine Gänse".

„Was brummst Du dort?" fragte sie.

„Ich habe nur gesagt", erwiderte der Gatte, „daß nicht immer alle Gänse gleich fett sein können".

„Und alle Ochsen auch nicht", rief Judeß, welche diese Anspielung auf ihre Magerkeit, nur zu sehr verstanden hatte.

Am folgenden Morgen bekam der Schameß kein Frühstück, denn Frau Judeß führte in ihrem Hausregiment scharfe Manneszucht.

Ganz verschiedene Liebeserklärungen.

Der Verpflichtungen, die Noße Traun gegen seinen Wohltäter den Rosch Hakohol hatte, waren so viele, daß der arme Bocher zuletzt gar nicht wußte, wie er seinem Gönner auf eine recht sinnige Weise seine Dankbarkeit zeigen solle. Worte reichten nicht mehr hin seine Gefühle auszudrücken, denn Noße hatte in dem würdigen Ehepaare seine zweiten Eltern gefunden. Wohnung und Kleidung bezahlte ihm Reb Schmule, Kost und endlich die Verwendung beim Rabbi hatte er auch ihm zu danken, ja, dieses war noch nicht genug, denn Frau Fradel versäumte nicht ihrem Liebling — das war er im vollsten Sinne des Wortes geworden — zeitweise einige Silberpfennige als Rosch Chodesch- (der erste Tag eines jeden Monats. Dieser wurde ehedem festlich begangen, ohne gerade ein Feiertag zu sein und milde Gaben wurden an demselben ausgeteilt) Geld zuzustecken

und freute sich herzlich, wenn der Bocher unter dankbaren Tränen ihre Hand küßte. Das Erste, wozu ihn sein frommes Gemüt verpflichtete, war, daß er mit unendlichem Fleiße seinem Studium oblag, um gleichsam zu zeigen, daß die Wohltaten an ihm nicht vergeudet seien.

Mit unendlichem Eifer suchte er dem Willen des Rabbi nachzukommen und seine Forderungen zu befriedigen. Er strengte alle seine Geisteskräfte an, um in die tiefsten Geheimnisse einzudringen, die in der mystischen Wissenschaft des Talmud verborgen liegen, die aber eben durch dieses zweideutige Halbdunkel in Sinn und Wort oft unergründlich sind und deßwegen so viele heterogene Auslegungen nach sich ziehen.

Der Familienhaß des Rabbi mit dem Gemeinde-Vorsteher war Ursache, daß jener in seinem Herzen einen Widerwillen gegen Noße barg, den er aber nicht an den Tag legen konnte, denn Noße war unter allen seinen Schülern der frömmste, der sittsamste und fleißigste. Es ärgerte ihn daher nicht wenig, diesem — so oft der Rosch Hakohol über seinen Schützling Erkundigungen einzog — das beste Zeugnis geben zu müssen. Um aber dem Wohltäter noch mehr seinen Dank an den Tag zu legen, hatte sich Noße von seiner wenigen zusammengesparten Barschaft Pergament und farbige Tinten angeschafft und begann eine Megilleh (die Geschichte von Esther und Ha-

man, die am Purimfeste vorgelesen wird) zu schreiben, deren Lettern er mit bunten Farben recht sinnig bemalte, über den Namen Esther zeichnete er immer eine schöne Rose und wo Haman stand, da war ein Galgen darüber gemalt, so daß der Name selbst, wie einst sein Träger an demselben zu hängen schien. Mit reger Tätigkeit arbeitete der Jüngling an diesem Geschenke, jede seiner freien Stunden benützte er dazu, die Arbeit zu fördern; allein die Geschichte von Haman und Esther ist gar zu lang und da Noße bald fertig sein wollte, sah er sich gezwungen, die Nacht zu Hilfe zu nehmen, daher kam es, daß er in mancher Woche drei bis vier Nächte schlaflos an seinem Schreibtische zubrachte, ja als seine Arbeit sich dem Ende nahte, wurde er ganz ungeduldig und befleißte sich noch mehr. Nun stellten sich die Folgen dieser Anstrengung ein; Noße fing an zu kränkeln, oft glaubte er schon kaum seinen Pinsel halten zu können, aber da erinnerte er sich aller empfangenen Wohltaten, da fiel ihm Channe die gute, liebe Channe ein und er pinselte weiter fort, ohne Unterlaß, bis die Megilleh vollendet und er — totkrank war. Ein hitziges Fieber warf ihn aufs Krankenlager.

Als seine Wohltäter dieses Unglück erfuhren, wurde der alten Nenne, bei welcher er zu Miete war, aufgetragen, seiner zu pflegen und zu warten. Man ließ für ihn fasten und Tilim (Psalmen) beten.

Dieses war der Zeitpunkt, in welchem sich an Channe das Dasein jener allgewaltigen Leidenschaft am sichtbarsten kund gab.

Die Jungfrau war ganz außer sich. Der Jüngling, dessen Bild in ihrem Busen mit unauslöschlichen Feuerfarben gemalt war, lag auf dem Totenbette und sie durfte nicht an seiner Seite stehen, sie mußte fern von ihm weilen, ohne ihn pflegen und warten zu können. Das war zu viel für sie; nur den Vorstellungen der Mutter gelang es, sie zurückzuhalten, denn zu jener Zeit hielt man das Uebel für erblich.

In ihrem gottseligen Glauben tat sie Alles, um vom lieben Himmel die Gesundheit des Geliebten zu erflehen, sie sandte an arme Familien Almosen, sie fastete ganze Tage lang und betete unter heissen Tränen. Endlich siegte die unverdorbene Natur, die Krankheit war gebannt und Noße sah seiner baldigen Genesung entgegen.

An einem Nachmittage schritt durch ein schmales Gäßchen Alt-Ofens eine Jungfrau. Ihr Gang verriet Eile und Ungeduld, ihr ganzes Wesen, Liebe und Sehnsucht. Ein weißes Kleid deckte die, wie ein zartes Luftgebild einherschwebende Gestalt, über dasselbe hing eine kurze blauseidene Tunika, der schwarze Lockenkopf war von einem feingewebten Schleier überdeckt, der aber nicht dicht genug war, die Glut der Augen und der Wangen zu bergen.

Plötzlich trat ihr ein junger Mann entgegen.

„Verweile einen Augenblick, schöne Tochter des Rosch Hakohols", sprach er mit gepreßtem Odem „und stehe mir Rede und Antwort".

„Was willst Du Pinches?" fragte Channe erschreckt und der Ton verriet hinlänglich den Unwillen darüber, daß sie aufgehalten werde.

„Darf ich wissen, wohin Dein Weg Dich führt?" fragte jener weiter.

„Ich gehe das Gebot Gottes auszuüben".

„Du wandelst den Weg der Frommen"; lächelte der Rote, während sein Antlitz sich zur Fratze verzerrte, „Channe", fuhr er düster fort, „wir sind zusammen aufgewachsen, unsere Lebenswege haben sich bisher anmutig nebeneinander hingeschlängelt, wir haben als Kinder miteinander gespielt und gescherzt, wir sind uns immer gut gewesen; warum wendest Du Dich ab, um mich von Dir ferne zu halten, warum bannst Du mich eigensinnig aus Deiner Nähe?"

„Weil es der Wille des Himmels ist!" erwiderte die Jungfrau kurz.

„Der Wille des Himmels kann es nicht sein", wendete Pinches ein, „sonst würde er uns durch andere mächtigere Hindernisse getrennt haben; er hätte mich weit von Dir entfernt, oder einen Ungläubigen werden lassen, er hätte jedes Hoffnungsband zerschnitten — —"

„Halte mich nicht auf, Pinches", bat die Jungfrau, ihm in die Rede fallend, „meine Zeit ist gemessen, der Vater wird schon meiner Rückkunft harren und ich weile noch hier".

„Du willst mich also wirklich aus Deiner Nähe treiben?" fragte der Sohn des Rabbi.

„Ich muß".

„Für immer?"

„Für immer!"

„Gibt es keinen Weg, Dein Herz mir zuzuwenden?"

„Für Dich keinen".

„Channe! warum hassest Du mich?" fragte er flehend.

„Ich hasse Dich nicht", erwiderte die Jungfrau, „aber mein Herz kann ich Dir nicht zuwenden; es tut mir wehe, Dich kränken zu müssen, aber ich kann nicht".

„So reiche mir Deine Hand".

„Bei mir ist Hand und Herz eins" — wen das Herz verschmäht, dem entzieht sich auch die Hand".

„Fürchtest Du nicht den Fluch meines Vaters", sprach der Rote feierlich, „wenn Du seinen Sohn ins Unglück stürzest?"

Channe erbebte, dann aber kehrte sie ihr Auge nach oben: „Gott, du Vater meines Volkes", rief sie wie von einem heiligen Gefühl ent-

flammt, „Du hast noch jeden Wurm der Erde geschützt, Du wirst auch mich nicht verlassen".

Unwillig entriß sie ihren Lilienarm dem zudringlichen Bewerber und entfloh mit hastigen Schritten. Wütend folgte ihr dieser in der Ferne.

In dem kleinen Kämmerlein, welches Noße Traun bewohnte, sah es recht traulich aus. Auf einem reinlichen Lager ruhte der auf dem Wege der Genesung begriffene Jüngling, gegenüber befand sich ein Schrank, in welchem dessen Habseligkeiten verschlossen waren, am Fenster unweit vom Bette stand ein Tisch mit Gläsern voll farbiger Tinten und mit einigen Büchern beladen, neben dem Krankenbette sah man ein kleineres Tischlein, auf dem ein Fläschchen mit dem Heiltrank stand und ein Psalmbuch lag, an der Kopfmauer des Lagers hing ein kleines Beutlein, in welchem sich die Tephilim (die Leder-Riemen, welche die Juden beim Gebete umschlingen) und ein größeres, in dem sich der Tales (ein von Schafwolle, an den Enden blaudurchwirkter Mantel, woran die Schaufäden geknüpft sind, in dem sie sich ebenfalls beim Gebete hüllen) samt der Sidur (Gebetbuch) befand. Die alte Nenne ging ab und zu, um die Wünsche des lieben Mieters zu erfüllen, der, wie sie alle ihre Nachbarinnen versicherte, einer von jenen Englein sein müsse, die während des Altvaters Traum, auf der Leiter auf und ab gestiegen seien. Noße lag eben vom leich-

ten Schlummer umfangen, als sich die Türe öffnete und Channe herein trat. Da sie den Jüngling schlafend bemerkte, schlich sie auf den Zehen näher, und ließ sich leise auf einen Stuhl nieder, der am Bette stand. Wohlgefällig ruhte ihr Auge auf dem Geliebten, dessen Wangen sich schon etwas zu röten anfingen; ihr Herz pochte gewaltig, der langersehnte Augenblick, ihn endlich zu sehen, war erschienen; sie saß wieder an seiner Seite, er war dem Tode entrissen, der Heißgeliebte. Von diesen Gedanken überwältigt, neigte sie sich leise nieder und berührte sanft mit den Lippen seine Hand, die ausgestreckt auf der Decke lag.

In diesem Augenblicke zuckte er erschrocken zusammen und die Jungfrau ließ rasch die Hand wieder los.

Noße war erwacht. Er traute kaum seinen Augen.

„Seid Ihr es wirklich, holde Channe", lispelte er leise, „die sich an mein trauriges Krankenlager wagt! O, geht fort von hier, die Luft könnte Euch schädlich werden".

„Laßt das gut sein", hauchte sie zur Antwort, „ich bin mit Erlaubnis meiner Eltern hier —"

„Was machen meine Wohltäter", unterbrach sie der Bocher, „hält der Herr seine segnende Hand noch immer über sie gebreitet?"

„Sie sind wohlauf und lassen Euch viel Gutes wünschen", entgegnete Channe, „besonders hat

mir die liebe Mutter aufgetragen, Euch zu trösten und aufzumuntern — —".

„Die weise Frau", lispelte der Kranke, „sie weiß recht gut, daß mir Niemand solchen Trost gewähren kann, als Ihr; sie weiß es gut, daß schon Eure Gegenwart mich aufzuheitern im Stande ist, um so mehr Euer liebreich Wort".

„Ist dieses wirklich wahr?" fragte Channe mit kaum verhaltenem Entzücken, „ist meine Gegenwart Euch wirklich so lieb?" setzte sie herzlich hinzu.

„Ihr könnt noch fragen?" erwiderte Noße, „werdet Ihr es der Frucht vom Baume glauben, wenn sie die Sonne heraufbeschwört, um in ihrer Glut zu zeigen, werdet Ihr das Wehgeschrei des Armen als wahr erkennen, dessen einzig Eigentum in wilden Flammen sich verzehrt und der nach Rettung und Hilfe flehet, werdet Ihr die Freude des Toten bezweifeln, der aus dem finstern Grabe sich erhebend, eingehen darf in den himmlischen Garten, wo ein ewiger Frühling waltet; oh Channe, Ihr seid so lieb, so gut, verzeiht es mir, wenn ich Euch kränke —"

„Ihr habt mich noch nie gekränkt", besänftigte ihn die Jungfrau liebreich.

„Aber es könnte vielleicht geschehen", sprach er, „ohne mein Wissen, ohne meinen Willen geschehen".

„Ich verzeihe euch im Voraus schon", lächelte Channe.

„Dann darf ich Euch gestehen", fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „was bisher in meinem Herzensschrank verborgen lag; ich darf es holen aus dem tiefen Schacht das einzige Gut; ich bin arm, verlassen, habe Niemanden auf dieser großen Erde, habe nichts, was ich mein nennen könnte, als — —"

„Er schwieg.

„Nun, was habt Ihr?" fragte Channe beklommenen Herzens.

„Liebe zu Euch!" erwiderte der Jüngling.

Zwei große Tränenperlen glitten über die Wangen der Jungfrau, in stürmischer Hast pochte ihr Herz, ihre Hand erzitterte in der seinen.

„Noße", entgegnete sie langsam, „ich bin reich, in Wohlleben erzogen ich besitze Gold, Diamanten und Perlen, ich genieße das Ansehen meiner Eltern, das Leben mit allen seinen Freuden lächelt mir entgegen; aber auch ich habe Etwas, was dieses Alles weit überwiegt; gleich neben der Liebe zu meinen Eltern ist in meinem Herzen ein anderes Gefühl emporgesprossen und dieses Gefühl", sprach sie, ihr Antlitz mit seiner Hand bedeckend, „dieses Gefühl ist — Liebe zu Dir".

„Ach Gott, wie reich, wie übermäßig reich hast Du mich plötzlich gemacht", rief Noße vor Entzücken bebend, „oh, laß die Quelle Deiner

Barmherzigkeit für mich nicht vertrocknen und entzieh mir den Odem Deiner ewigen Liebe nicht."

Channe neigte sich über ihn, ihre Tränen fielen auf sein Antlitz und zerflossen da mit den seinen.

„Du mein teures Leben", rief der Jüngling, „wirst Du mich auch immer lieben?"

„Immer und ewig!"

„Wird es Dich nie gereuen, Dein Herz einem armen, verlassenen Menschen geschenkt zu haben?"

„Nie, so lange ich lebe!"

„So komm her an meine Brust", jubelte er freudig, „Dich hat der Himmel gesendet, die Wege meines Lebens zu erleuchten".

Er erhob sich etwas vom Lager, streckte seine Arme aus, umfaßte die Jungfrau und zog sie an sein Herz. Wie Blumen, die im Winde ihre Kronen gegeneinander neigen und sich berühren, so fanden sich die Lippen und zerschmolzen minutenlang in dem ersten Kusse.

Es war indessen dunkel geworden, durch das einzige Fenster des Kämmerleins fiel nur ein mattes Dämmerlicht, welches nicht hinreichte die Gegenstände erkennen zu lassen.

Da klirrten plötzlich die zerschmetterten Fensterscheiben, ein großer Stein fiel auf den Tisch und schleuderte die Farbengläser auf den Boden hinab, daß sie in Stücke zerschellten.

Erschrocken fuhren die Liebenden auseinander, von der Gasse aber ertönte ein grelles Lachen herein, wie das eines Wahnsinnigen, wenn ihn verstärkt die Wut erfaßt.

„Weh geschrien!“, schrie die alte Nenne und stürzte händeringend herein, „wer hat meine Fenster zerschlagen; die verfluchten Gassenjungen; ich möcht' ihn nur kennen den Taugenichts, den Lumpen. Bist Du erschreckt, liebe Channe“, eilte sie zur Jungfrau, „mach Dir nichts daraus, kannst es Deinem Vater erzählen, daß er die Buben züchtigen läßt“.

Jetzt trat ein Diener des Gemeindevorstehers herein, er brachte in einem Körbchen für den Bocher köstlich zubereitete Speisen und mahnte die Jungfrau im Namen ihrer Eltern nach Hause zu kommen, da das Dunkel der Nacht bereits hereinzubrechen begann.

Mit einem Händedruck verließ Channe den Kranken, ließ in den Schoß der Alten ein kleines Beutelchen mit Geld fallen und eilte zur Türe hinaus.

Der Diener folgte ihr.

„Das ist ein lieber Engel“, ergoß sich Nennes reichhaltiger Redequell, als die Jungfrau bereits fort war, „eine wahre Zierde Gottes, der Himmel soll sie und ihre Eltern segnen, lauter brave fromme Menschen, tun viel Gutes, unterstützen arme Leute, mögen sie noch lange leben.

Noße stimmte in Gedanken in die frommen Wünsche der Alten ein und war herzlich froh über das eingetretene Dunkel, welches diese, seine Tränen zu bemerken verhinderte.

„Bleibt nur fromm und gut", fuhr Nenne in ihrem Eifer fort, „wer weiß, was nicht geschehen kann, wenn Ihr vielleicht einmal Rabbi von Alt-Ofen werdet, da wird der Rosch Hakohol sich wohl nicht lange zieren und Channe — nun mir scheint da brennt es so schon, wie im Dornbusche und Ihr werdet den Stein wälzen von dem Brunnen ihres Herzens".

Als Nenne sah, daß sie keine Antwort erhielt, eilte sie hinaus und brachte Licht; der Bocher aber hatte die Decke über den Kopf gezogen und tat als ob er schliefe, eigentlich aber geschah es nur, um seine Tränen zu verbergen.

Nenne ging in ihre Stube und nachdem sie das Nachtgebet verrichtet hatte, nahm sie vom Schranke ihre Tchinne (ein eigenes Betbuch für Frauen) und las ein ganzes Kapitel, über welchem geschrieben stand: Tchinne, die ein jedes Weib leinen (lesen) soll, wenn es von guten Menschen Zdoke (Almosen) bekömmt.

Um diese Zeit kam raschen Schrittes Scholem die Schulgasse herauf und wollte eben in das Haus seiner Eltern treten, als ihm Pinches entgegenstürmte.

„Ich habe es gesehen", rief dieser, „ich war Zeuge von dem, woran ich kaum zu denken wagte. Stell' dir vor, Scholem, Channe liebt Noße Traun, ich habe es gehört, wie sie ihm ihre Liebe gestand".

„Dann bedaure ich Deine Schwester Jentel um so mehr", erwiderte Scholem, „denn eben jetzt hat sie auf meinen wiederholten Antrag erklärt, daß Noße der ihre werden müsse und wenn es sie ihr Leben kosten sollte".

Pinches stieß ein wütendes Gelächter aus; so lacht die Hölle, wenn sie einen Teufel zur Verführung der Menschen auf die Erde sendet.

„Laß das nur gut sein, Bruder Scholem", rief er diesem ins Ohr. „Jentel und Channe, beide sollen von ihrem Liebeswahne geheilt werden. Frau Judeß wird schon machen. Noße Traun wird schauen, wenn Channe ihn plötzlich hassen wird; hahaha, das soll ein Späßlein werden, du und Jentel, ich und Channe, Paar um Paar, immer ein Männlein und Weiblein, wie in der Arche-Noahs".

Sie trennten sich und jeder eilte in die Wohnung seiner Eltern.

Der Bocher mit der Megileh.

Wer an dem friedlichen Stilleben einer beglückten Familie Wohlgefallen findet, wen es im häuslichen Kreise tugendhafter Menschen nicht langweilt, der möge mich gefällig durch dieses Kapitel meines Gemäldes begleiten; wer aber sein Wohlgefallen an der Schilderung gräßlicher Szenen und Vorfallenheiten findet — und dessen Anhang, fürchte ich, wird nach dem jetzigen Zeitgeschmack der Ueberwiegende sein — der möge diese Seiten kühn überschlagen, denn sie tragen zur Verständigung des Ganzen gar wenig bei und er kann gleich das folgende inhaltreiche Kapitel beginnen.

Am ersten Sabbat nach der Genesung Noßes war im Hause des Gemeindevorstehers große Freude zu finden, denn dieser hatte viele seiner Bekannten und Verwandten zum Mittagsmahle eingeladen, um die Wiedergenesung seines Schützlings zu feiern.

Wer die unübertreffliche Güte dieser Familie kannte, wunderte sich zu jener Zeit freilich nicht,

daß sie an einem armen Talmudisten, der in der ganzen Gemeinde seiner Frömmigkeit halber im großen Ansehen stand, so herzlichen Anteil nahm: diese Schüler waren dazumal in gar hohem Ansehen, man hatte Ehrfurcht vor ihnen, sie waren die Gelehrten, die Aerzte, die Juristen und Philosophen des Volkes, ach, das war eine kindliche Zeit, diese Zeit der Astrologen. Böse Zungen schrieben diesem Gastmahle beim Rosch Hakohol eine ganz andere Bedeutung zu, die alten Weiber steckten klug die Köpfe zusammen und flüsterten von einem Tnom-Schreiben (Verlobung), denn wie schon erwähnt, geschah es dazumal oft, daß die reichste Erbin einen armen frommen Bocher zum Gatten erhielt. In unseren Tagen ist es freilich anders geworden, da findet sich nicht das Herz zum Herzen, sondern das Gold zum Golde.

In der großen Stube des Rosch Hakohols war eine prächtige Tafel gedeckt, die zinnernen Teller, das kostbare Eßzeug, alles glänzte und strahlte, die silbernen Becher, mit den darauf befindlichen Geschichten nahmen sich gar wunderbar aus. Das war aber auch ein närrischer Kauz, der diese sinnigen Bilder eingemeißelt hatte. Auf dem Einen, war der Erbauer der Arche, der Pflanzer des ersten Weinstockes zu finden, wie er im betrunkenen Zustande von seinen älteren Söhnen verspottet wird; auf dem Andern lag wieder der unmäßige Lot mit seinen saubern Töchtern; auf dem Dritten

wurde eben der Mundschenk Pharaos gehenkt, weil er dem Könige keinen reinen Wein eingeschenkt hatte; und so waren alle Becher sinnig verziert und mahnten zur Mäßigkeit und Treue.

Als alle Geladenen sich eingefunden hatten, begannen sie sich die Hände zu waschen; die ältern früher, dann erst die jüngeren; „denn Du sollst das Alter ehren", steht in der Bibel geschrieben. Dann setzte man sich zu Tische, obenan das würdige Ehepaar, rechts er, links sie, denn aus der linken Rippe des Mannes schuf der Herr das Weib. Rechts an der langen Seite herab saßen die Männer, links die Frauen, wieder nach dem Alter geordnet, an den Enden endlich, befanden sich Noße und Channe, denn sie waren die Jüngsten des Hauses.

Als der Segen über den Wein und das Brot gesprochen war, wurden die Speisen aufgetragen, welche Frau Fradel schon tags vorher zubereitet, aber roh in einen wohlgeheizten Ofen gestellt hatte, der dann geschlossen wurde, daß die Speisen über Nacht kochten und brieten. Man nennt ein solches Essen Tschalet und, wie verständige Hausfrauen versichern, ist es gar schwer den Hitzegrad des Ofens zu treffen, daß die Speisen nicht verdorren oder gar roh bleiben. Unter andern Gästen die geladen waren, befand sich auch der Schameß und seine Frau; der Rabbi hatte die Einladung nicht angenommen.

Mosche Torn war ein Hausfreund und nur um ihn nicht zu kränken, wurde Frau Judeß nicht ausgeschlossen. Mannigfache Gespräche füllten die Zwischenräume aus, denn es wurde damals sehr lange getafelt und das Mal dauerte oft bis in die Nacht, so daß man Abends, wenn die Zeit des Gebetes kam, aufstand, dasselbe verrichtete und sich dann wieder zur Fortsetzung des Mahles niedersetzte. Der Schameß war bei guter Laune und seine Neckereien schienen besonders auf die Frauen abgesehen zu sein. So erzählte er mehrere Geschichten, unter andern auch Folgende: „Als der Großpriester einst in den Tempel trat, bemerkte er zwei Frauen, die mit andächtigen Mienen, gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen da standen und beteten. Der Großpriester aber ging an ihnen vorüber und sprach: „Diese beiden Weiber sind betrunken".

„Das Volk staunte. Wie konnte der Großpriester zwei Frauen, die andächtig in aufrechter Stellung bewegungslos da standen, wie konnte er sie betrunken schelten?"

„Ich will es versuchen, dieses Rätsel zu lösen. Der Großpriester war ein an Erfahrung und Menschenkenntnis reicher Mann, und wußte es recht gut, daß die Frauen nur deshalb in den Tempel kämen, um sich von ihrem Hauswesen, von den Männern und Dienstboten, von Putz und Schmuck und weltlichen Sachen miteinander zu unterhalten,

nun kömmt er in den Tempel, findet zwei Frauen, bei denen dies nicht der Fall ist, sie scheinen zu beten; ist es möglich! — nein, die sind nicht bei gesundem Verstande, sie müssen betrunken sein! — So dachte, so sprach er!"

Diese drollige Auslegung des Textes zwang den Zuhörern, ja selbst den Frauen ein helles Lachen ab: „ganz Unrecht", gestanden sich diese im Stillen, hat der Schameß nicht, „die Geschichte von der Rebezen mit dem neuen Kleide liefert einen neuen Beleg dazu".

Nach einer Weile fragte der Schameß die Gesellschaft: „Was meint Ihr wohl, warum tun die Frauen keine Tephillim legen?" (Das Umwickeln der Gebetriemen, mit welchen an Wochentagen das Morgengebet verrichtet wird).

Mehrere der Anwesenden erschöpften sich in talmudischen Gründen, die aber alle dem Schameß nicht genügten.

„Ich will Euch eine ganz einfache Ursache sagen", sprach er, „während des Tephillimlegens darf das Stillschweigen nicht gebrochen werden, da aber die Frauen so lange zu schweigen nicht im Stande sind, so hat man sie hievon ausgeschlossen.

In diesem Tone ging es fort und Mosche Torn erhielt von seinen Zuhörern reichlichen Beifall.

Noße Traun hatte wenig oder gar nichts von diesen drolligen Geschichten gehört; er war zu sehr mit Channe beschäftigt, als daß er auf etwas

Anderes hätte Acht geben können. Das eben ist der echte Stempel, die schönste Eigentümlichkeit der Liebe, daß sie der übrigen Welt nicht bedarf, daß sie sich selbst genug, für sich allein bestehen kann und in sich selbst Lust und Wonne findet. Channe hatte dafür zu sorgen, daß am Tische nichts abgehe, daß alles Mangelnde gleich ersetzt wurde, sie ging daher ab und zu und Noße freute sich immer, wenn sie kam und einige Augenblicke ihm gegenüber am Tische blieb.

Was mochte aber das sein, was der Bocher in seiner großen Rocktasche hatte, die weit mächtig vom Stuhle wegstand? Channe war schon einigemale geflissentlich vorübergegangen, um etwas Näheres über diesen kleinen Turm von Babel zu erfahren; allein die Oeffnung der Tasche war abwärts gekehrt und sie konnte nichts wahrnehmen.

Endlich sollte sie es erfahren.

Der Bocher stand nämlich auf und zog den Gegenstand ihrer Neugierde aus der Tasche. Es war eine blecherne Büchse in Zylinderform, beinahe drei Spannen lang, aber kaum drei Daumen dick. Die Büchse in der Hand, näherte er sich dem Hausherrn.

„Reb Schmule!“ begann er und alle Gäste horchten seiner Rede, „ich habe in Eurem Hause, das Haus meiner Eltern wieder gefunden. Ihr ernährt den Gesunden und habt den Kranken gepflegt; Ihr habt mich Eurer Freundschaft und

Wohltätigkeit würdig gefunden, mich den Armen, Schwachen, der es zu vergelten nicht im Stande ist. Der Gott unseres Volkes wird Euch dafür lohnen nach dem Verdienste des Frommen. Aber Dankbarkeit ist eine Tugend und wer will, kann immer dankbar sein und wenn er auch nichts als den Hauch seines Lebens besäße. Darum verzeiht mir, wenn ich hier vom Drange meines Herzens geleitet, mit einer Kleinigkeit erscheine, die ich Euch bitte, als einen geringen Beweis des Dankes für Eure väterliche Liebe hinzunehmen. Ihr müßt aber meine Dankbarkeit ja nicht nach dieser Wenigkeit messen".

Nach diesen herzlich gesprochenen Worten, überreichte er dem Vater seiner Geliebten die blecherne Büchse.

Dieser nahm sie gütig aber verwundert zur Hand, öffnete den Deckel und zog eine dünne Rolle heraus, die er erstaunt entfaltete. Je mehr er aber das Pergament entwickelte, desto länger wurde es, bis endlich seine ganze Länge aufgerollt war und die herrlich geschriebene Megileh vor den Augen des Rosch Hakohols buntfarbig flimmerte.

„Ei seht da eine Megileh!" rief er erstaunt und betrachtete das mühevolle Werk mit Wohlgefallen.

Die Gäste hatten sich alle neugierig hinter dem Hausvater versammelt und während zwei von ihnen die Enden des Kunstwerkes hielten, welches über die ganze Breite des Zimmers reichte, be-

wunderten die Andern in lauten Ausrufungen die herrliche Schrift. Einer bewunderte die deutlichen Lettern, der Andere die buntfarbige einem Regenbogen gleichende Rahme, ein Dritter belobte den mit Schaumgold überlegten Titel, dem Schameß gefielen die natürlichen Galgen bei Haman und die Frauen priesen das Röslein bei Esther. Aber das scharfe Auge der Liebe bemerkte noch etwas, was allen Anderen entgangen war, als es nämlich die Rosen betrachtete, fand es in den Kelchen derselben den Namen ‚Channe' mit winzigen Buchstaben geschrieben, es glaubte darin die Aufopferung des Geliebten zu erkennen, die ihm die schwere Krankheit zugezogen hatte. Darüber zerfloß es in Tränen.

Als die Megileh wieder zusammengerollt und in dem Futteral verschlossen war, sprach der Rosch Hakohol mit Rührung: „Ich will mir dieses Buch aufbewahren, es soll ein Familiengut werden und Du sollst von nun an in meinem Hause die Stelle eines lieben Sohnes vertreten. Noße ergriff seine Hand und drückte einen heißen Kuß darauf; jetzt dachten die Frauen, wird es doch herauskommen, daß er ihm seine Channe anbieten wird; aber von dem Allem war keine Rede, sondern Reb Schmule übergab das Geschenk an seine Hausfrau mit dem Auftrage, dasselbe zu verwahren. Diese nahm es dem Bocher freundlich zuwinkend und übergab es an Channe, welche es verstohlen an ihre Lippen drückte.

Dieses ist die ganz einfache Begebenheit von dem Bocher mit der Megilleh, die sich zu Alt-Ofen in dem Hause des Rosch-Hakohols zugetragen hatte, am Samstage vor der ersten Sliches-Nacht, in dem erwähnten Jahre 1530.

Die erste Sliches-Nacht.

Die furchtbare Nacht mit allen ihren Grausen und Schrecken nahte heran, sie zog herauf die Nacht des Mordes, der Tempelschändung, des Wahnsinns und des Fluches.

Jentel hatte besonders in der letzten Zeit traurige Tage verlebt. Es ist ein Leben voll Pein, wenn eine Leidenschaft wild Herz und Ruh verzehrt und keine Kraft vorhanden ist, diesem Strome einen Damm entgegen zu setzen und er immer weiter reißt ohne Ruh und ohne Rast und zuletzt — ein Meer — das Leben mit all seinen Freuden überschwemmt. So war es bei Jentel. — Als alle ihre Mühe sich Noße bemerklich zu machen, vergebens war, suchte sie Gelegenheit ihn allein zu finden; die stolze Jentel, die jedem Andern verächtlich entgegen getreten wäre, war eine Sklavin ihrer Leidenschaft, die Noße gegenüber nicht nur ihren Stolz, sondern sogar ihre Weiblichkeit vergessen ließ,

Allein Noße wich ihr aus, vermied jedes zeugenlose Beisammensein, welches um so leichter war, da der Neid und die Eifersucht Scholems ins Spiel kam und ihn jeden ihrer Tritte bewachen ließ. Frau Bäle bemerkte an ihrem Lieblinge diese immerwährende Unruhe und brachte es dahin, daß Jentel ihr die Ursache derselben, ihre Liebe zu Noße gestand. Die törichte Mutter — ohne Gewißheit von der anderen Seite zu haben — tröstete sie mit dem Versprechen, daß ihre Wünsche sobald als möglich erfüllt werden sollten. Dies beruhigte Jentel in Etwas. An dem verhängnisvollen Abende kam ein kleiner Knabe und überreichte ihr verstohlen ein Zettelchen, auf dem geschrieben stand: „Heute nach Mitternacht erwarte mich, Noße!"

Jentel erbebte vor Freude. „Endlich", dachte sie, habe ich gesiegt; „es mußte so kommen, — der Stolze, wie lange hat er mich gepeinigt — aber jetzt ist er mein, an dem Gerede mit Channe kann nichts Wahres sein; der hochmütige Vater der sie meinem Bruder abgeschlagen, wird sie so einem armen Bocher nicht geben, nein, mein muß er werden; ha, Scholem und Noße, welch ein Unterschied! Hölle und Himmel, Nacht und Tag — ja, jetzt soll es erst anfangen in meinem Leben Tag zu werden".

Mit Sehnsucht sah sie der Mitternacht entgegen. Die Nacht war indeß herangerückt, wie

eine trauernde Gestalt mit einem weit überworfenen schwarzen Schleier. In der Schlafstatt saßen wieder die bekannten drei Gestalten, Pinches, Scholem und der Schulklopfer und würfelten. — Die beiden Talmudisten hatten sich zwar verabredet, wie sie den Letztern in die Mitte nehmen wollten, um sich für die vielen Verluste einmal wenigstens zum Teil zu entschädigen; sie hatten beschlossen, beim eintretenden Glücke die Einsätze zu verdoppeln, im entgegengesetzten Falle aber recht knickerisch zu spielen, allein in der Hitze des Spieles hatten sie ihre Vorsätze bald vergessen, es wurde darauf los gewürfelt und ehe eine Stunde verging, befanden sich ihre Barschaften in den Händen des Schulklopfers. Nun bestürmten ihn die Talmudisten um ein mäßiges Darlehen, allein der Gewinner hatte für diesen Abend eine besondere Grille im Kopfe und sagte: „Vom gewonnenen Gelde borge ich nichts mehr, das könnte mir Unglück bringen".

Zureden und Bitten waren fruchtlos, Holländer beharrte eigensinnig bei seinem Vorwande und die beiden Andern mußten sich unerhört und ohne Hoffnung ihr verlorenes Geld für diesen Abend wieder zurück zu gewinnen, entfernen. Bald umfing sie die finstere Nacht auf der Straße.

„Scholem", sprach Pinches leise zu seinem Kameraden und hielt ihn auf, weiter zu gehen, „sag mir aufrichtig, verdrießt es Dich nicht von

diesem schuftigen Geizhals, daß er uns das Geld abgewinnt, mir nichts, dir nichts fortschickt und dann nicht einmal eine lumpige Summe borgen will?"

„Freilich ärgert es mich gewaltig", erwiderte Scholem, „und es hat mich Mühe gekostet, mich zurückzuhalten".

„Wie?" rief Pinches, erstaunt über die Aehnlichkeit der Gesinnung seines Freundes, „auch in mir lebte der Gedanke auf; nicht wahr, Scholem, wir wollen uns unser Geld holen?"

„Ja!" rief der Andere, in den Plan eingehend, „er muß es uns zurückstellen, sonst brauchen wir Gewalt. Verraten kann er uns nicht, denn er hat uns so immer zum Spiel und anderen Sünden verleitet".

„Du hast recht", rief Pinches, erstaunt über den Scharfsinn seines Spießgesellen, „komm er muß uns jedem doppelt so viel auszahlen, als wir im Laufe des ganzen Monates verloren haben".

Mit diesem Vorsatze kehrten sie zur Schlafstatt zurück. Der Schulklopfer war indessen damit beschäftigt, das gewonnene Geld in eine Truhe hineinzuzählen, in welcher sich seine nicht unbedeutende, durch Wucher und Spiel zusammengescharrte Barschaft befand; unglücklicherweise hatte er aber vergessen, die Türe zuzuriegeln und so kam es, daß er, in sein Geschäft vertieft, die

hereinschleichenden Talmudisten nicht eher gewahr wurde, bis sie an seiner Seite standen.

Diese waren schon vorsichtiger gewesen, denn Scholem, welcher hinter Pinches ging, hatte die Tür zugeriegelt. Als Schlome die Eingetretenen bemerkte, mochte eine böse Ahnung sein Gemüt durchziehen, er sprang auf und wollte die Truhe schließen, allein Pinches verhinderte ihn daran.

„Halt!" rief er ihm zu, „die Truhe bleibt offen und Ihr zahlt uns Beiden doppelt so viel Geld zurück, als wir in dem letzten Monat an Euch verspielt haben".

Der Schulklopfer erstaunte über das freche Begehren.

„Was", rief er wütend, „ich sollte mein rechtmäßig erworbenes Gut hergeben? Habe ich Euch zu mir genötigt, seid Ihr nicht freiwillig zum Spiel gekommen?"

„Wenn Du das Geld nicht freiwillig hergibst," sagte Scholem langsam, „so brauchen wir Gewalt".

„Ihr Diebe, ihr Räuber!" grollte der Schulklopfer, „glaubt Ihr, ich werde ruhig zusehen, wenn Ihr anderwärts mein Geld verpraßt und verschwendet — ich zeige Euch an —"

„So", lächelte Pinches höhnisch, „bist Du nicht unser Verführer, glaubst Du die Gemeinde würde Dich ungestraft lassen?"

„Hört Ihr Buben", sagte der Schulklopfer, „verführen kann man Kinder, aber nicht Erwach-

sene, wie Ihr seid; ich fürchte die Gemeinde nicht, ich habe Geld genug, um überall leben zu können, man kann mir nichts antun, als mich des Dienstes entlassen, Ihr aber werdet als Räuber gehangen".

Je unerwarteter dieser Einwurf war, desto erboster machte er die Talmudisten; sie hatten das Werk begonnen und sollten es nun wieder aufgeben? Jeder von ihnen wähnte sich schon im Besitze der ansehnlichen Summe und jetzt sollten sie mit leerer Hand abziehen? Wer stand ihnen dafür, daß Schlome, wenn sie ihn auch unberaubt ließen, sie am andern Tage nicht verraten und einer peinlichen Untersuchung preisgeben würde?

Diese und ähnliche Gedanken bemeisterten sich so ziemlich übereinstimmend ihrer Seelen und sie wähnten nur einen sichern Weg vor sich zu sehen: den des Mordes.

Wenige Augenblicke waren seit den letzten Worten des Schulklopfers verflossen, als Pinches auf ihn losstürzte und ihn an der Kehle faßte.

„Weh geschrien!" krächzte der Angegriffene, „ich ersticke!"

Dieser Ausruf entschied seine Todesart.

„Scholem", rief Pinches, „suche schnell einen Strick". Während der Andere umherstöberte, preßte der Rote den Schulklopfer damit er nicht schreie, so stark an der Kehle, daß dieser die

Augen verdrehte und der Angstschweiß ihm über die Stirne quoll.

„Alle Teufel", kreischte Scholem, umhersuchend, „ich finde keinen Strick".

„Dummer Mensch" brummte Pinches und durchstreifte mit dem stieren Blicke die Stube; da gewahrte er ein kleines Beutelchen an der Wand und den Halbtoten nach sich zerrend, eilte er auf dasselbe zu.

„Scholem!" befahl er, „nimm den Beutel herab".

„Es sind ja Tephillim darinnen", antwortete dieser zagend.

„Die sind eben recht", grinste Pinches, „die Riemen sollen uns gute Dienste leisten".

Scholem, jetzt erst die Absicht erkennend, riß die heiligen Glaubenssymbole von einander. Die schwarzen Riemen fielen lang genug auf die Erde, er öffnete die Schlinge desjenigen Teiles, welcher zum Legen für die Hand bestimmt ist und überreichte sie so an Pinches. Dieser legte sie schnell über den Kopf des Schulklopfers, zog die Schlinge zu, wand das Ende des Riemens über einen Wandnagel und begann den Zappelnden hinaufzuziehen.

Da der Klopfer mit den Händen einige konvulsivische Bewegungen machte, witzelte Pinches „Sieh Scholem, wie er zum letztenmal in die Schule klopft".

Indessen aber hatte der Körper sich einige Zolle über die Erde erhoben, aber der Riemen riß, die Schlinge ging auf und der Schulklopfer lag auf dem Boden.

„Dummer Kerl", rief Pinches seinem Kameraden zu, „hast ihn nicht nachheben können, jetzt knüpfe schnell die Riemen zusammen und nimm sie doppelt.

Durch den Fall war der Schulklopfer zu sich gekommen. Er öffnete die Augen und eine dunkle Ahnung über das Vorgefallene schien in ihm zu dämmern. Er sammelte seine ganze Kraft, erhob sich rasch und stand in einem Augenblicke vor Pinches, der ihn, während Scholem die Schlinge machte, als geisteslos auf dem Boden liegen ließ.

„Ho ho", rief der Talmudist, „nur langsam, Reb Schlome es geht nicht so geschwinde, wie Ihr glaubt. Tummle dich Scholem!" — Schnell hatte er den Befreiten wieder erfaßt.

Der Schulklopfer wimmerte kläglich unter der Hand des Bösewichts. Die Nemesis hatte ihm selbst die Gnade versagt, bewußtlos erdrosselt zu werden. — Jetzt war Scholem fertig. Während man dem Klopfer abermals die Schlinge umlegte, ächzte er kläglich den Mördern zu: „Ach, laßt mich wenigstens Widde sagen!" (Ein Gebet, welches gleichsam als Beichte jedem sterbenden Juden vorgebetet wird.)

„Nutzt Dir nichts", höhnte ihn der entmenschte Pinches und zog zum zweiten Male die Schlinge zusammen.

„Die Widde, die Widde!" krächzte Schlome.

Nun wurde der Riemen über den Nagel geworfen, Pinches zog an, Scholem half nach, der Schulklopfer ließ den Kopf hängen, seine Lippen schnappten auf und zu, die Augen glotzten aus ihren Höhlen, mit der Rechten klopfte er sich an die Brust.

Bald hing der Mann an der Wand, in dem Augenblicke, als ihn Scholem losließ, drehte er sich noch durch einen gewaltigen Riß um, so daß sein Antlitz jetzt gegen die Wand zugekehrt war. Die Schurken hatten die Schlinge nicht fest genug zugezogen.

„Meinetwegen", brummte Pinches, „hänge so oder so; das ist mir alles Eins!"

Der Mord war verübt und nun wollten die Täter die Frucht ihrer Saat ernten. Gierig fielen sie über die Truhe her.

„Pinches", sagte Scholem bedächtig, das Ganze dürfen wir nicht nehmen; einen Teil lassen wir zurück; schließen wir dann Alles wieder zu und so wird man glauben, Schlome habe sich den Tod selbst angetan".

„Du hast recht", entgegnete der Andere und fuhr fort, sich die Säcke zu füllen.

Da klopfte es plötzlich leise an das Fenster. Die Mörder erbebten. „Schulklopfer", rief es draußen. Keine Antwort störte die Totenstille.

„Schlome Holländer!" rief die nämliche Stimme nochmals.

„Ich bitte dich um Gotteswillen", lispelte Scholem, „gib Antwort sonst sind wir gleich verraten".

„Was gibts?" fragte der mutigere Pinches, indem er das Kreischen des Gemordeten nachzuahmen suchte.

„Steht auf", tönte es herein, „es ist gleich elf Uhr".

„Schon gut", erwiderte Pinches wie früher; man hörte, wie sich der Rufer draußen entfernte, dann wurde es wieder stille.

Jetzt rafften sich die beiden Talmudisten auf, löschten das Licht, versperrten die Truhe, legten den Schlüssel auf den Tisch, draußen verschlossen sie auch die Stubentüre und ließen den Schlüssel vom Boden durch das bekannte Loch in der Stubendecke auf den Tisch hinab.

„Jetzt komm, laß uns eilen", lispelte Scholem, „Frau Judeß wird auf uns schon warten".

Dies war auch wirklich der Fall.

Ehe wir aber mit den Begebenheiten vorwärts schreiten, wollen wir unseren Lesern das Dunkle in dem eben Erzählten kurz erklären. An den Slichestagen versammelt sich die Gemeinde schon

um die erste Stunde nach Mitternacht zum feierlichen Gottesdienste. Des Schulklopfers Pflicht ist es bei dieser Gelegenheit, die Gemeinde zu wecken. Ist diese zahlreich, so muß er schon um Mitternacht seine Runde beginnen, daher ersuchte Scholem Holländer den Nachtwächter, ihn ja nicht verschlafen zu lassen und ihn lieber etwas früher als später aus dem Schlafe zu stören. Die rufende Stimme war also jene des Nachtwächters.

Als die beiden Talmudisten bei der Schultüre anlangten, fanden sie dieselbe nur angelehnt, sie traten leise ein, Judeß befand sich schon in der Schule.

„Ihr habt lange auf Euch warten lassen", lispelte sie den Angekommenen entgegen, „es war die höchste Zeit jetzt kommt und laßt uns beginnen".

Das Treiben der drei Gestalten begann nun in dem öden Gotteshause einen sehr unheimlichen, abenteuerlichen Charakter anzunehmen. Judeß befahl jedem der Talmudisten sich in einen Taleß zu hüllen. Während diese hiemit beschäftigt waren, trat die Frau des Schameß auf das Bal Oimer (ein erhöhter Ort in der Mitte der Schule mit einem Tische), zündete da zwei kleine Wachskerzlein an, die sie mitgebracht hatte und stellte zwischen beide ein Fläschchen, in welchem sich eine rote Flüssigkeit befand.

Jetzt kamen die Talmudisten auch hinauf, jeder hatte den weißen Taleß über den Kopf geschlagen, so stellten sie sich hinter die Alte. Nun begann diese unter gräßlichen Verzerrungen einen Spruch, den die Hintermänner nachbrummten. Als sie diesen beendigt hatten, stieg Judeß hinab, ging feierlichen Schrittes gegen den Aron Hakodosch zu, betrat die Stufen, die zu diesem hinan führen, zog die Lampe mit dem ewigen Lichte herab, tunkte ihre beiden Zeigefinger in das Oel, kehrte sich mit dem Rücken gegen die Bundeslade und hob ihre Hände in die Höhe, während sie nur die benetzten Finger ausstreckte, die andern aber zusammen gepreßt hielt. Nun begannen die Talmudisten mit dumpfer Stimme unter heftigem Schütteln und Verneigen einen Vers aus dem hohen Liede Salomons zu murmeln und während sie ihn dreimal wiederholten, beschrieb die Frau des Schameß mit jedem ihrer Zeigefinger eben so oft einen Mogen David in der Luft, dann trat eine minutenlange Stille ein. Nun verließen Pinches und Scholem, der eine links, der andere rechts das Bal Oimer und schritten auf Judeß zu. Scholem stellte sich vor sie hin, Pinches aber öffnete langsam den Kasten, nahm eine Tora (die heilige Schrift) heraus und nun begannen sie einen dreimaligen Gang um das Bal Oimer. Scholem voraus, in der Mitte die Frau des Schameß, noch immer in der früheren Stellung, mit den aufgehobenen

Händen und hinten Pinches — der Mörder, an dessen Händen noch das Leben des Schulklopfers hing — mit der heiligen Tora.

Jetzt stiegen alle Drei wieder auf das Bal Oimer, Pinches legte die Tora auf den Tisch und stellte sich wieder wie Scholem hinter Judeß. Diese ließ ihre Hände sinken, so daß jeder ihrer Zeigefinger über eines der brennenden Wachskerzchen kam, das Oel von diesen troff auf die Flammen, diese zischten und brannten dann heller. Nun begann Judeß zu kreischen und zu wimmern, unverständliche Laute entrangen sich ihren Lippen; während dieser Zeit rief Scholem den Namen „Jentel" und Pinches „Channe" so lange, bis die Alte wieder ruhig und still wurde. Jetzt löschte Judeß die Wachskerzen aus, übergab jedem der Talmudisten eines derselben, nahm dann das Fläschchen mit der roten Flüssigkeit, spritzte mit einem Teile derselben nach allen vier Wänden und verstopfte den Rest. Bis hierher war außer den Sprüchen und Formeln kein Wort gesprochen worden. Nun wendete sich Judeß zu den Talmudisten:

„Hier ist der Trank, die Hälfte desselben reicht für Eine hin und nun gebt mir meinen Lohn.

Pinches verbarg das Fläschchen. Ein Teil des Geraubten befriedigte die Habgierige.

„Bevor wir uns trennen", sprach der Sohn des Rabbi, „erfordert es die gegenseitige Sicher-

heit, daß wir hier den Schwur der Verschwiegenheit ablegen. Wir haben Alle den gleichen Anteil an dem Vorgefallenen daher dies zu unserer Beruhigung".

Nachdem er so gesprochen, hob er mit beiden Händen die Tora hoch in die Luft. Judeß und Scholem legten ihre Rechte auf dieselbe und Pinches begann: „Wir schwören", — die Andern wiederholten die fürchterlichen Worte — „von Allem — was in dieser — Slichesnacht — vorgefallen — stumm zu sein — gegen jeden — der nur einen Odem — in seinem Leibe hat — und Mensch ist. — Elend — Unglück — Pest — Krankheit — der Tod — komme über den — der seinen Schwur bricht — so ihn strafen möge — der im H—".

In diesem Augenblicke riß ein heftiger Windstoß die Türe auf und schleuderte sie mit einem fürchterlichen Schlage eben so schnell wieder ins Schloß. — Ein kalter Schauer durchströmte die Schule, das ewige Licht erlosch — den Mörderhänden Pinches' entfiel die Tora und erdröhnte auf dem Boden des Bal Oimer; ein panischer Schrecken ergriff die drei Frevler, ihr Wehgeschrei durchzitterte die Luft, wie greuliche Nachtgespenster entflohen sie der heiligen Halle und jagten ihren Wohnungen zu.

**
*

Jentel harrte noch immer des Geliebten, da klopfte es leise an der Türe, eine Mannsgestalt trat in die nachtumhüllte Stube. Die Jungfrau glaubte den Heißersehnten zu erkennen.

„Bist Du es mein Leben?“ lispelte sie ihm zärtlich zu.

„Ja!“ hauchte der Angekommene.

In diesem Augenblicke rief draußen eine dumpfe Stimme: „Rabbi Sorach, steht auf zu Sliches!“

Der Angekommene erbebte.

„Warum erschrickst Du, Geliebter?“ fragte Jentel besorgt, „es ist ja nur der Schulklopfer, der den Vater in die Schule ruft“. Jetzt ertönte weiter drüben beim Schameß die nämliche Stimme: „Reb Mosche, steht auf zu Sliches!“ — Fieberfrost schüttelte den nächtlichen Besucher.

„Mein Gott, was fehlt Dir?“ schluchzte die Jungfrau erschrocken.

„Wasser!“ preßte er mühsam heraus.

Jentel tappte nach einem Glase und überreichte es dem Geliebten. Dieser trank — nachdem er es eine Weile in der Hand gehalten hatte, gab er es der Jungfrau zurück.

„Trink Du auch“, bat er leise.

„Mich durstet nicht“, erwiderte sie freundlich.

„Mir zu Liebe“ fuhr er dringend fort.

„Dir zu Liebe Alles“, sprach sie und leerte das Glas.

Jetzt kreischte es drüben: „Jentel, mein Kind, komm herüber, der Vater will seine anderen Schuhe haben". Es war die Stimme ihrer Mutter, wollte sie nicht verraten werden, mußte sie schnell gehorchen.

„Ich komme gleich zurück", flüsterte Jentel bestürzt und eilte hinaus; als sie nach einer Weile zurückkehrte, war die Stube leer, vergebens spähte sie nach dem Geliebten.

Die Gemeinde hatte sich indessen im Schulhof versammelt. Man wartete immer des Schulklopfers, daß er die Lampen im Gotteshause anzünden solle, allein der Tempel blieb finster und Schlome Holländer erschien nicht.

„Wo mag der Schulklopfer nur weilen?" sprach einer der Harrenden, „er hat ja bei mir schon vor einer Stunde zu Sliches gerufen".

„Bei mir auch — bei mir auch", bestätigten mehrere Stimmen.

Man wartete noch eine Viertelstunde, die Schule blieb finster und Schlome Holländer erschien noch immer nicht. —

Endlich ging Einer auf die Türe des Gotteshauses zu und fand sie offen. Sein Ruf verständigte die Andern hievon. Sie traten ein.

„Allmächtiger Gott! Was ist hier vorgegangen?" schrie eine Stimme, „das Ner Chajim (ewige Licht) ist ausgelöscht!"

„Holt Licht, holt Licht", schrien mehrere.

Mit Angst erwartete man die Rückkunft des Fortgesandten — da erschien er endlich. — Ihm voran schritt die hohe Gestalt des Rabbi, — er hatte den Taleß über die hohe verbrämte Kopfbedeckung geschlagen, sein schwarzer Bart hing lang über die Brust.

Kaum war die Schule erleuchtet, da durchgellte ein schreckliches Wehgeschrei die Luft.

„Die Tora, die Tora!" wehklagten viele Stimmen.

Der Rabbi blickte erstaunt nach dem Bal Oimer — die Tora, die nie einen andern Boden als jenen des Aron Hakodosch berühren sollte, das allerheiligste Glaubenssymbol der Juden, lag auf dem Boden.

Der Rabbi sank bewußtlos zusammen.

Jetzt bemächtigte sich eine fürchterliche Angst aller Gemüter.

„Eine Sünde ist unter uns geschehen", riefen die Einen, „der Herr hat uns verlassen", schrien die Andern. — „Weh geschrien über uns!" kreischten die Meisten.

Die Frömmsten rissen sich die Haare aus, rannten mit den Köpfen gegen die Wand; die Gemäßigteren rangen verzweiflungsvoll die Hände, selbst die Profansten waren sprachlos und erschüttert; zu diesen gehörten Pinches und Scholem, die in einer Ecke beinahe entgeistert stan-

den und die Greuelszene mit hohlen Augen anglotzten.

Jetzt erholte sich der Rabbi, einige Talmudisten, unter denen auch Noße war, hatten ihn aufgehoben und gelabt, er schwankte totenbleich wie ein Gespenst aufs Bal Oimer, denn keiner hatte es bisher gewagt, die Tora aufzuheben, er neigte sich hinab, ergriff das Heiligtum und hielt es mit beiden Händen gegen den Himmel.

„So hoch kann ich dich nicht erheben", schrie er mit fürchterlicher Stimme, als Du in den Herzen meines Volkes gesunken bist".

Dann begann er zu weinen, laut, bitter: es waren die Tränen eines Sohnes, dessen Vater mißhandelt worden. Das Schluchzen, Schreien, Heulen und Wehklagen der Männer und Frauen übertönte seinen lauten Schmerz.

„Der Schulklopfer — der Schulklopfer —" schrie auf einmal ein alter Mann, der verzweiflungsvoll hereinstürzte und kaum mehr zu atmen vermochte.

Alles horchte auf die Hiobspost.

„Er hängt erdrosselt in seiner Stube", fuhr der Bote fort.

Die Gemeinde entsetzte sich ob dem neuen Greuel.

„Er hängt an seinen Tephilim", setzte der Schreckensbote hinzu.

Die Hände des Rabbi begannen zu erschlaffen, sein Auge umflorte sich wieder, einige der Umstehenden ergriffen die Tora und legten sie auf den Tisch, andere unterstützten den Ohnmächtigen.

Diese neue Botschaft brachte eine ganz unverhoffte Wirkung hervor.

Der laute Jammer hatte schon früher seinen höchsten Grad erreicht, als nun der gräßliche Tod Schlomes verkündet wurde, trat ein minutenlanges stummes Entsetzen ein, der Jammer konnte nicht mehr größer werden, er mußte sich brechen.

Diese kurze Stille benützte der Schameß, er stellte sich an die Seite des Rabbi und begann mit lauter Stimme die Widde zu beten.

Das heilige Gebet wurde zur Erleichterung der Gläubigen wiederholt.

Der Rabbi hatte nun seine Besinnung insoferne erlangt, daß er die Widde mitbeten konnte. — In der ganzen Schule war nur eine Seele, die in diesem Augenblicke nicht an den Himmel und ihren Schöpfer dachte und diese war — Pinches.

Nach dem Gebete begann der Rabbi mit lauter Stimme: „Meine Brüder und Kinder! Der Herr hat sein Auge von uns gewendet, Schreckliches ist während dieser Nacht in unserer Mitte geschehen. Hier", er hob die Tora auf, „dieses Heiligtum, das große Erbteil unseres göttlichen Propheten, ist geschändet, entweiht, in den Kot geworfen, —

eine Sünde, die schwer zu vertilgen, auf der ganzen Gemeinde lastet. Fluch dem, der es gewagt, dieses Heiligtum aus dem Aron zu heben — Fluch seinen Eltern, die ihm nicht mehr Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten eingeprägt. Krankheit und Unglück sollen in ihrem Hause nisten, das Gras soll vor ihrer Türe wachsen, ihr einziger Gast soll der Malach Hamoveß (Todesengel) sein. Der Zorn des Himmels möge den Frechen zu jeder Tages- und Jahreszeit treffen, die Pein seines Gewissens möge ihn im Schlaf und im Wachen zermalmen, ihm werde das Gräßlichste zuteil — ein frühzeitiger gewaltsamer Tod!"

Die ganze Gemeinde erbebte und verhüllte sich die Augen ob diesem gräßlichen Fluch.

„Mich trifft er nicht", dachten sich Scholem und Judeß zugleich.

Nun wurde die Tora von dem Rabbi herumgetragen, ein Jeder mußte sie küssen und mechile (Verzeihung) bitten, dann wurde sie wieder im Aron eingehoben und verschlossen.

Nun wollte man das Gebet beginnen, als eine Frauengestalt im weißen Nachtkleide, mit weit herabhängendem aufgelösten Haar hereinstürzte und auf den Bal Oimer sprang. Mit unendlicher Schnelligkeit wendete sie den Kopf mehrere Mal nach allen Seiten.

„Hab ich Dich!" erhob sie ein gewaltiges Zetergeschrei und stürzte auf Noße Traun zu.

„Jentel, Jentel", riefen mehrere Männer erstaunt, „was willst Du da?"

„Mein Liebchen will ich mir suchen", kreischte sie im singenden Tone, „meinen Noße, mein Leben — Noße, wart nur wart — hihihi —"

Der Bocher hielt mit Mühe die Zudringliche von sich ab.

„Sie ist wahnsinnig", schrie er, „helft mir!"

Der Rabbi war auf seine Tochter losgestürzt, er wußte sich das rätselhafte Benehmen derselben nicht zu erklären als Noße aber die schrecklichen Worte ausgesprochen hatte, begann er zu wanken und fiel leblos in einen Stuhl.

Pinches stand im Hintergrunde. Rasch zog er ein Fläschchen aus der Tasche, schüttelte es — es war leer —.

„Alle Teufel!" brummte er vor sich hin, „ich habe ihr im Finstern das Doppelte gegeben".

Indessen wollten sich mehrere der Jungfrau bemächtigen, sie aber stieß Alle mit Riesenkraft von sich und entfloh ungehindert aus der Schule.

Der Rabbi sowohl als die Rebezen wurden totkrank in ihre Wohnung gebracht.

Der Fluch begann in Erfüllung zu gehen.

Das Judentum.

Unter allen jetzt noch vorhandenen Religionen ist wohl keine da, die sich eines so hohen Alters als die jüdische rühmen könnte. — Die Geschichte der Juden dehnt sich weit hinaus bis in die früheste Kindheit unserer Erde und wiewohl von einem mystischen Schleier umhüllt, läßt sie uns das Vorgefallene, wenn auch nicht deutlich erkennen, doch wenigstens ahnen, und welcher Mensch wird es nicht vorziehen, im Sturme wenigstens eine Schlingpflanze zu umfassen, wenn keine Eiche oder sonstige festere Stütze vorhanden ist, wer wird es verschmähen, sich in finsterer Nacht von einem kleinen Sternlein leiten zu lassen, wenn die Sonne fern und der Mond von düstern Wolken umhüllt, unsichtbar geworden?

Ja, gewiß mögen auch scharfsinnige Philosophen von der frühesten Jugendgeschichte der Juden den Goldstaub des Wunderbaren abzustreifen suchen, mögen sie, alle in der unvergänglichen mosaischen Urkunde erzählten Offenbarungen und

Wunder, auf eine noch so faßliche und leichte Weise, als ganz natürlich geschehen, zu erklären sich bemühen, so wird es ihnen doch nicht gelingen, den weisen Ratschluß der Vorsehung wegzuklügeln, der aus jeder einzelnen Begebenheit dieses Volkes, heller als bei allen anderen, hervorleuchtet.

Wir dürfen nur auf Moses Rettung durch die Königstochter, auf die Erziehung unter den Feinden seines Volkes erinnern, wo er Gelegenheit hatte, diese und ihre schwachen verwundbaren Seiten kennen zu lernen und bei der Befreiung seines Volkes als Waffe gegen sie zu gebrauchen. — Noch könnten wir unzählige Beispiele anführen; Josua, Samuel, David und selbst der Klagesänger auf den Trümmern von Jerusalem, würden uns als Beleg hiezu dienen.

Allein wozu dies Alles; die weise Hand der Vorsehung läßt sich nirgends, am allerwenigsten in der Geschichte der Juden wegleugnen.

Wenn wir die Wahrheit des Gesagten anerkennen, werden wir uns gewiß nicht wundern, daß aus der Mitte dieser Nation so viele Propheten oder große Menschen hervorgegangen, denn man möge kühn den Propheten-Schleier von allen ausgezeichneten Männern Judas reißen, so wird doch noch in jedem derselben ein großer Mensch übrig bleiben, ich sage M e n s c h, denn dieser kann nie ganz vollkommen sein und deswegen

doch den Namen eines Großen verdienen. Die Geschichte bestätigt diese Behauptung vielfach.

War es nun nicht natürlich, daß Männer — welche die gütige Hand der Vorsehung bei der Leitung ihres Volkes erkannten, welchen zum Ueberflusse noch die Taten eines Moses von Jugend an, als Wunder eingeprägt wurden, daß solche Männer in Begeisterung entbrannten und in ihrem heiligen Wahne, gleichsam wie von einer Sehergabe, von einem heiligen Nimbus umstrahlt, unter das Volk traten und vor ihren Augen wunderbare Taten übten? — War hievon nicht wieder eine Folge, daß dem Juden sein Glaube immer teurer wurde, daß jeder neu erstandene Prophet eine neue Kette war, die ihn an die Religion seiner Väter um so stärker fesselte, daß jede ans Wunderbare grenzende Tat eines solchen Mannes frische Wurzel in seinem Herzen schlug und ihn mit engeren Banden an das Gesetz Moses knüpften, war es nicht natürlich, daß dadurch dem Juden sein Glaube der Einzige und Wahre schien und er seinen Geboten mit fanatischem Eifer nachzukommen suchte und der Glaube sich auf solche Art vom Vater auf den Sohn, von diesem wieder weiter, bis in die spätesten Zeiten forterbte.

Dieses ist die erste und Hauptursache, warum das Judentum ein so hohes Alter erreicht und sich bis auf unsere Tage erhalten hat; allein wir können nicht umhin, noch zwei andere Ursachen die-

ser Wirkung anzuführen und dann erst dem beabsichtigten Ziele unserer Reflexion entgegen zu kommen.

Wer waren die ersten Empfänger des mosaischen Gesetzes? War es ein Volk in Kultur und Wissenschaften vorwärtsgeschritten, eine Nation deren Geistesfähigkeiten bereits eine höhere Stufe von Bildung erlangt hatten? — Nein! Es war eine rohe Menschenhorde, unterdrückt und zum Sklaven herabgewürdigt, es war ein Volk, dessen Geisteskräfte tiefe Finsternis umschleiert hielt, ein Volk, das durch eine lange Reihe von Jahren zum Frohndienste verwendet, wohl materielle aber geistige Kräfte zum Eigentum besaß, mit einem Worte es war ein — Sklavenvolk.

Es ist eine erwiesene Tatsache, daß solchen Menschen sehr schwer Gesetze einzuprägen sind und mit gerechter Verwunderung staunen wir die Weisheit an, mit welcher Moses dieses in Erfüllung brachte, gewiß, die Wahrheit des früher Gesagten wird uns erst ganz einleuchtend werden, wenn wir erwägen, daß ein solcher Geist, wie jener des Moses vierzig Jahre dazu brauchte, um das Ansehen der Gesetze in das Blut eines solchen Volkes einzupfropfen, ja die ganze alte Generation mußte früher aussterben, ehe er das Volk für reif hielt, in das von Gott verheißene Land eingehen zu dürfen.

Hat aber ein solches Volk endlich Gesetze in seinem Innern aufgenommen, ist der Glaube einmal in einem solchen Herzen festgewurzelt, ist er auch schwer auszurotten. Während ihres Aufenthaltes in der Wüste kam oft ein Zweifelsturm und erschütterte die junge Eiche — den Glauben, weil er noch nicht tief genug, um sich gegriffen hatte, später konnte dies nicht mehr geschehen und wenn auch an der Rinde des heiligen Baumes, Auswüchse entstanden waren, wenn er auch grüne Zweige nach allen Seiten getrieben, der Kern ist deswegen doch geblieben, er ist geblieben bis auf die heutige Zeit.

Die dritte Ursache endlich warum sich der mosaische Glaube durch Jahrhunderte erhalten, ist einfach folgende.

Jerusalem war erobert, der Salomons-Tempel zerstört, das auserwählte Volk — wie es sich früher mit Stolz genannt — in alle vier Winde zerstreut, ein trauriges Schicksal erwartete allerorts die Nachkommen Jakobs. Haß, Abscheu und Unterdrückung war durchgehends ihr Los, ausgeworfen von der menschlichen Gesellschaft, beinahe so viel wie vogelfrei, waren sie die Parias der Welt, ein Wehegeschrei zitterte über die Erde, und dieses war das Wehegeschrei der Juden.

Dieses Dulden war nun eine Hauptursache, daß sie umso fester ihren Glauben umklammerten, da das Erdenglück für sie verloren war, wollten sie

des Himmels Seligkeit erringen. Je größer als die Verfolgung wurde, desto mehr wuchs der Haß über ihre Feinde, umso emsiger wurde ihr Glaubenswahn, und selbst derjenige, in dessen Brust kein Funken vom alten Glauben mehr glühte, bot der Verfolgung Trotz, nicht weil der Glaube, sondern weil der Haß ihn stärkte. —

Dieses mögen die Hauptursachen sein, daß sich das Judentum durch eine so lange Reihe von Jahren fortgeerbt; allein es bleiben uns noch die Fragen zur Beantwortung übrig: „Wie hat sich das Judentum fortgeerbt?" „Ist es unverfälscht bis auf unsere Zeiten gekommen?" „War das Judentum vor fünf Jahrhunderten: die Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, — ist das jetzige Judentum das Nämliche, wie es aus dem Geiste Moses hervorgegangen? —

Alle diese Fragen mögen nachstehende Betrachtungen, so weit es unsere Einsicht zuläßt, beantworten: —

Moses wußte nur zu gut, für wen er seine Gesetze schrieb; so viele Rücksichten, wie er, hatte weder Solon noch Lykurg, bei ihren Gesetzgebungen zu nehmen; keiner von diesen hatte einen so schweren Standpunkt.

Athener und Spartaner waren schon Nationen, die Juden sollten erst ein Volk werden. Athen und Sparta bildeten schon Staaten, als diese Gesetzgeber auftraten, die Juden aber waren noch Sklaven. Lykurg wollte ein abgehärtetes kriegerisches

— Solon ein friedliches, für Künste und Wissenschaften empfängliches Volk bilden. Moses aber wollte aus dieser rohen Horde eine religiöse Nation hervorzaubern, die in der Kenntnis eines einzigen und höchsten Gottes, in der Liebe, dem Vertrauen und der Zuversicht auf denselben groß war, auch so viele politische Kraft besitzen soll, als es notwendig hat, die Grenzen des in Besitz zu nehmenden Landes zu verteidigen.

Moses hatte daher nicht nur das Religiöse, sondern auch das physische und moralische Wohl seines Volkes zu berücksichtigen, er säte den Samen seiner Weisheit nicht nur auf das Feld des Glaubens, sondern auch in den großen Garten des gesellschaftlichen Leben aus, seine Gesetze erstrecken sich in alle Zweige des Lebensbaumes

In dieser Allgemeinheit aber, liegt auch zugleich ihr Fehler. Denn Moses hatte die damalige Lage des Volkes, das Klima jenes Landes, die dortigen Umstände zu berücksichtigen; er mochte nie daran gedacht haben, daß eine Zeit kommen werde, in welcher sein Volk das bittere Los treffen könne, unstet nach allen Ländern der Weltgegenden auszuwandern und allerorts fremd und heimatlos zu bleiben! —

Der Gesetzgeber war kaum aus dem Leben geschieden, so fing man an, an seinen einfachen Lehren zu klügeln, seine Gesetze schienen den Schriftgelehrten zu bündig und zu kurz, sie erhiel-

ten eine Ausdehnung den Worten und dem Sinne nach. Man war mit dem Verbote vor der Sünde nicht zufrieden, sondern jeder Anlaß, der nur zum Fehltritt verleiten könnte, wurde selbst zur Sünde gestempelt.

Moses einfaches Gesetz über den Sabbath lautet: „Du sollst den Ruhetag feiern".

Mit diesen fünf Worten waren sie nicht zufrieden. Das Wort „feiern", schien den Gelehrten zu relativ, sie fingen darüber zu kriteln an und fanden endlich heraus, daß jede Beschäftigung, z. B. „selbst das Aufheben eines Steines eine Arbeit, daher verboten sei". Ganz natürlich war am Sabbath auch der Handel verboten. Nun hätte es aber doch geschehen können, daß mancher Wankelmütige sich dennoch unterstanden, an diesem Tage etwas zu kaufen; um diesem vorzubeugen und das Ansehen der Sünde zu vergrößern, wurde sogar das Tragen der Münze an diesem Tage zu den Religionsübertretungn gerechnet. Allein auch hiemit noch nicht zufrieden, um sogar dieses zu verhüten, wurde die bloße Berührung des Geldes verboten.

Gewiß nur die Spitzfindigkeit fantastischer Rabbinen konnte ihren Religionseifer so weit treiben.

Nur noch eines von den unzähligen Beispielen. Eine Frucht vom Baume pflücken ist eine Arbeit, daher am Sabbat verboten. Um es aber zu ver-

hüten, daß es einem Lustwandelnden ja nicht gelüste eine solche Sünde zu begehen, wurde das Gesetz dahin ausgedehnt, daß der Genuß einer jeden Frucht verboten sei, die selbst durch einen Nichtjuden am Sabbat gepflückt wurde; ja sogar die vom Wind abgeschüttelte oder von selbst gelöste überreife Frucht, wenn sie auch rein, d. h. vom Wurme nicht durchfressen war, durfte nicht genossen werden, denn sie konnte erst an diesem Tage herabgefallen sein.

Eine solche Ausdehnung, Mißdeutung und Verunstaltung erlitten Moses' einfach erhabene Gesetze.

Nun begann sich das Mittelalter wie eine mondleere finstere Nacht auf die Welt herabzusenken, und das Judenum fühlte nur zu sehr seine Folgen.

Wo war Moses heiliger Glauben hingekommen, wer hätte ihn aus diesem verkrüppelten, mißgestalteten, zur Fratze herabgewürdigten Judentum herausfinden können. —

Ein Heer von Schriftdeutlern — Kaballisten — Bal Schems trat auf, was Einer herausklügelte, verwarf der Andere, der wollte den Stein der Weisen, jener die Kunst, Geister zu beschwören, gefunden haben. Dieser predigte die Verdammnis aller Nichtjuden, jener faselte von einer Wiedererbauung Jerusalems. Eine Flut von Gesetzen überschwemmte den Glaubens-Eden des erhabenen Religionsstifters, es war beinahe unmöglich,

ein recht frommer Jude zu sein. Die Religionsbücher wuchsen zu Folianten an, denn jeder, der etwas Neues gefunden zu haben wähnte, schrieb es auf und seine Meinung war seinen Anhängern Religionsgesetz; zu allem diesem kam noch das Uebel, daß sich diese Schriftgelehrten einer doppelsinnigen mystischen Sprache befließen und den Nachkommen das Herausfinden des Sinnes entweder erschwerten oder gar unmöglich machten.

Daher diese vielen Auslegungen, Deutungen und Kommentare, daher auch dieses ungeheure Feld voll Nesseln, unter welchen freilich auch eine Menge duftiger Weisheitsblumen blühen, deren Aufsuchen aber jedem durch das Unkraut verleidet wird.

Bei solchen traurigen Umständen konnten auch die vielen Mißbräuche nicht ausbleiben, die das Judentum verunstalteten, und es samt ihren Anhängern in den Augen der übrigen Welt noch mehr herabwürdigten, unter solchen Umständen mußte es auch kommen, daß die Bedrängnisse der Juden in jenen Zeiten ihre größte Höhe erreichten, und die traurigen Schicksale der damaligen Glaubensgenossen werden gewiß einen wehmütigen Anklang in dem Herzen eines jeden Juden, ja in dem Herzen eines jeden Menschen finden, nur wird diese Empfindung umso bitterer, wenn man zugleich erwägt, daß sie die Züchtigung des Himmels, gelinde gesagt, nicht ganz unverschuldet getragen.

So war und blieb es bis in die Mitte der achtzehnten Jahrhundert.

Da sendete der Himmel wieder einen Mann, klein, höckerig, mißgestaltet, einen ganz unansehnlichen Mann; aber in diesem unansehnlichen Körper wohnte ein Geist, ein Riesengeist, der weithin seine Strahlen sandte, die dem Judentum und der ganzen Welt zur Leuchte dienen sollten.

Er trat auf, die Finsternis zu bannen, sein Volk zu belehren, und es aus der Sklaverei des Fanatismus und des Aberglaubens zu befreien; seine Bibel, seine Psalmen, seine Worte über die Unsterblichkeit der Seele, vertraten die Stelle der ägyptischen Wunder; er zeigte dem Volke den Pfad, den es zu wandeln habe, um sicheren Fußes in das gelobte Land des Jenseits zu gelangen, es war ein zweiter Moses, — Moses Mendelsohn!

Ja, es war Mendelsohn, der Mensch, der Philosoph, der Jude, — es war Mendelsohn, den das Judentum mit Stolz den Seinen nennen kann.

Kaum hatte er den ersten Schritt getan, als trotz des Widersträubens der alten Fantasten, die Bessern seinen Weg einschlugen, und ihm nachfolgten.

Von diesem Zeitpunkte an begann die Reformation des Judentums, und dem Himmel mochte dieses Werk gar wohl gefallen haben, denn in allen Ländern traten Herrscher auf, die wohlgefällig auf diese endlich erfolgte, zeitgemäße Neuerung

niederschauten und sie ihres hohen Schutzes würdigten.

Der Jude ist nicht mehr der ausgestoßene Paria, er ist wieder Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft und wenige Jahre werden hinreichen, den Kultus des mosaischen Glaubens, trotz dem Schreien und Toben des hartnäckigen, an seinen alten Schlendrian gewohnten Pöbels, so einfach und erhaben herzustellen, daß der unsterbliche Geist des ersten Gesetzgebers gewiß mit Wohlgefallen auf sein Volk herabschauen wird.

Noch einige Worte zum Schutze vor Uebeldeutung.

Die Ursache der Entstehung dieses Gemäldes war keineswegs, den Glauben, seine Gebräuche und Anhänger, lächerlich zu machen, auch war ich nicht gesonnen, die mißliche Lage, die Unterdrückung und Mißhandlung der Juden in jenen Zeiten zu schildern, hierin haben Spindlers und Dörings Meisterpinsel so Vortreffliches geleistet, daß es kaum so bald einem Andern gelingen dürfte, ihnen nahe zu kommen oder sie zu erreichen; meine Absicht war, den Juden mit dem Juden in Kollision zu bringen, ihre meist damaligen Sitten, mitunter Mißbräuche und Schwächen darzustellen; ich habe zeigen wollen, wie der Gerechte und Fromme in friedlichen und stürmischen Zeiten sich immer gleich bleibt, wie ihn der Herr nicht verläßt und er sein widrig Geschick mit Geduld zu ertra-

gen oder zu besiegen weiß, während der Böse seiner Schwere unterliegt.

Zu dieser Darstellung wählte ich Charaktere, aus jener Zeit gegriffen, mit allen ihren Vorzügen und Mängeln.

Nur in dem Falle, wenn es mir gelungen ist, in meinem Gemälde unparteiisch und wahr zu bleiben, habe ich vollkommen meinen Zweck erreicht.

Dieses alles hätte ich viel schicklicher in einer Vorrede sagen können, da ich aber die Erfahrung gemacht, daß ein großer Teil der Leser Vorreden gerne ungelesen läßt, so habe ich es in der Form eines Kapitels hier eingeschaltet, wo gleichsam ein Ruhepunkt in der Erzählung eingetreten ist. — Und nun möge mir der geneigte Leser mit Liebe und Lust bei der Schilderung der ferneren Begebenheiten zur Seite stehen.

ZWEITER TEIL.

DES FLUCHES ERFÜLLUNG.

Zwei Gefangene.

Hohe schwarze Mauern umstarren uns, dick und stark, wie für die Ewigkeit gebaut; feuchte Moderluft beengt den Odem, Tageshelle ist aus der unterirdischen Behausung verbannt, der alles erwärmende Sonnenstrahl verpönt, nur ein matter Schein fällt von rückwärts in die Tiefe.

Wohnen Menschen hier in diesen gräbergleichen Räumen? Sind es nicht Tiger, Löwen, Hyänen oder andere Bewohner des Waldes und der Einöde, die hier gefesselt, wild an den Ketten zerren, daß ihr Rasseln und Klirren dumpf durch die dicke Luft dringt?

Nein, es sind Menschen, bedauernswerte Brüder, wenn eine Schuld auf ihrer Seele lastet; doppelt bedauernswert, wenn solche Leiden unschuldige Häupter treffen. — — Ja es sind Räuber, Mörder, Diebe und Mordbrenner, die hier in gerechter Strafe schmachten; es fehlen aber auch unschuldige Opfer des Aberglaubens nicht, des Aberglaubens, der siebenköpfigen Hydra! —

Blick hin, in jenen finstern Raum, soeben rasseln die Schlösser, die schwere Eisenpforte knarrt, sie bewegt sich faul in den Angeln; jetzt erleuchtet ein blutigroter Schein das Gefängnis, die wilde, bärtige Gestalt des Wärters tritt herein und reicht dem Unglücklichen, an dessen Füßen schwere Eisen lasten, trockenes Brot und einen Trunk frischen Wassers.

Es ist ein junger Mann! Ist dies das Antlitz eines Verbrechers? Diese Ruhe, dieser deutlich aufgeprägte Seelenfriede sollten mit einem Schuldigen sich vereinbaren können? Dieser fromme, heilige Sinn, der aus jeder seiner Mienen schaut, sollte das Eigentum eines Gefallenen sein? — Wahrlich, wäre dies der Fall, es gäbe der Verbrecher mehr als der Reinen hier auf Erden! — Nein — so wie jener dort, kann nur die Unschuld gegen den Himmel schauen, so wie jener kann nur der Fromme lächeln, der sich keiner Schuld bewußt,

Hart daneben in einer ähnlichen Klause wiederholt sich die frühere Szene noch einmal, nur ist es dort ein Weib, das gefangen schmachtet, ein altes Weib, welches schreit, klagt und weint. Ihr Jammern aber wird nicht verstanden, ihr Flehen nicht gehört, ihrem Willen nicht Folge geleistet.

Aber auch auf der Seele des Weibes scheint keine Schuld zu lasten; ihre Tränen sind die einer Unschuldigen, ihre Verzweiflung, die einer Verkannten.

Sie hat ein dünnes Büchlein in der Hand und so oft sie nur zu lesen vermag, findet man sie gewiß andächtig darin vertieft, auch die kurze Anwesenheit des Wärters benützt sie dazu.

Auf dem ersten Blatte dieses Büchleins, von der Rechten gegen die Linke, ist zu lesen: „Tchines, die alle frommen jüdischen Weiber beten sollen, für alle Fälle im menschlichen Leben!"

Jener junge Mann ist Noße Traun, der nämliche Bocher, der für den Rosch Hakohol eine so schöne Megileh geschrieben hat, und das Weib ist Nenne, seine Mietfrau, die wir das letzte Mal bei der Tchine verlassen, und bei derselben wieder angetroffen haben.

Ein Richter damaliger Zeit.

In der Gerichtsstube des Alt-Ofner Ortsgerichtes saß Herr Bonifazius Alterdorfer, der königliche Gewalthaber und Machthaber des Ortes.

Obenan stand ein massiver Eisentisch mit einem grünen Tuche überdeckt; darauf befand sich das mächtige Tintenfaß mit der Streusandbüchse und den langen Federn.

In einem großen Armsessel lehnte Herr Bonifazius, eine hohe Gestalt in den Fünfzigern, mit finstern Zügen, großen Augenbrauen, die ebenso wie sein langer Backenbart schlaff herabhingen. Die Haare waren rechts und links gekämmt und zierlich in Locken geringelt, rückwärts trug er einen Zopf, von dem er sich, als ein eingewanderter Deutscher nicht trennen konnte. Zwischen seinen Füßen stand ein hohes spanisches Rohr mit einem Silberknopfe, mit dem er wohlgefällig sein Spiel trieb, indem er sich bald damit den Bart strich, bald wieder die Fliegen scheuchte, oder mit der flachen Hand auf demselben im Kreise herumfuhr.

In einiger Entfernung davon standen rechts und links zwei kleine Tischlein, an welchen die Schreiber saßen, so zwar, daß sie mit einem Seitenblick nach ihrem Vorgesetzten schauen konnten, wenn sein Rufen es forderte. Die beiden jungen Männer schrieben ununterbrochen fort, maschinenmäßig bewegten sich die Hände, die übrigen Teile ihres Körpers waren tot, bewegungslos. Uebrigens hatte die Stube noch verschiedene andere Verzierungen; gleich bei der Türe hingen an einigen Nägeln Hand- und Fußeisen; zur Abwechslung befanden sich auch einige zweischwänzige Peitschen da, deren Enden seit ihrem letzten Gebrauche noch etwas blutig waren, an der Seite stand auch eine Bank mit langgliedrigen Ketten, lauter unbedeutende Hilfsmittel, dem Herrn Bonifazius sein schweres Amt zu erleichtern.

In der Stube herrschte tiefe Stille, man hörte nichts als das Kratzen der Federn und das etwaige unbedeutende Geräusch, welches Herr Bonifazius bei jedesmaligem Niederstellen seines Rohres verursachte.

„Habt Ihr die Klage der Hauer aufgesetzt?“ fragte der Richter nach einer Weile, den Einen der Automaten.

„Gleich werde ich fertig sein,“ antwortete dieser und fuhr fort zu schreiben.

„Sind gute fleißige Menschen, diese Hauer,“ sprach Herr Bonifazius, so daß es auch die andern hören konnten; „behauen die Weinberge und ver-

sorgen das Land mit herrlichem Rebensafte; man muß ihre Bitten unterstützen, dafür bin ich da, ihre Klagen müssen gehört werden, bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit“

„Euer Gnaden!“ rief eine Weiberstimme zur halbgeöffneten Türe herein, es war die Magd des Richters, „die Frau Agnes laßt fragen, wo man das Fäßchen Wein hingeben solle, welches die Hauer gestern ins Haus gebracht?

„In die Kammer, links zu den andern“, erwiderte Herr Bonifazius gleichgiltig, „bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit.“ brummte er still in sich hinein, „die Weiber sind dumm wie die Nacht Stellt Euch vor Herr Lorenz, wendete er sich an den einen der Schreibenden, dieses Fäßchen kostet mich zwei ganze Silbergulden, aber delikat; bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit. sehr delikat; Ihr könnt ihn heute Nachmittag versuchen, auch Ihr Herr Franz sollt mein Gast sein.“

Die beiden Aktuare dankten höflich, sahen sich bedeutungsvoll an und schrieben weiter.

Herr Bonifazius begann wieder wie früher sein Spiel mit dem Rohre. Der Schreiber Lorenz steckte jetzt seine Feder hinters Ohr.

„Herr Richter!“ sprach er in untertänigstem Amtston, „was sollen wir mit der alten Müllerswitwe machen, sie hat gestern den dritten Grad überstanden und noch nichts ausgesagt.“

„Das ist eine hartnäckige Canaille,“ zürnte Herr Bonifazius, „mit diesem Hexengeschmeiß hat

man die meiste Arbeit. Laßt sie an das Obergericht nach Ofen übergeben, sie sollen dort mit ihr nach Gutdünken verfahren."

„Könnten wir diese Verbrecher nicht ebenso gut aufknüpfen oder verbrennen wie die droben?" fragte der Schreiber Franz mit kluger Miene.

„Ei freilich", erwiderte der Richter eifrig, „unser Zigan Mischko würde seine Schlinge ebenso fest und knapp machen; aber da bilden sie sich in der Festung ein, daß nur sie das Recht dazu hätten und erlauben unserem Gerichte kaum drei Monate in schweren Eisen oder elende fünfzig Peitschenhiebe; wenn wir nicht auf die drei Grade Folter stolz sein könnten, bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit, ich legte gleich den Richterstab nieder."

„Was soll", begann Lorenz plötzlich, „mit den zwei letzten Missetätern geschehen?"

„Welche meint ihr denn?" fragte der Vorgesetzte.

„Die alte Jüdin samt ihrem Gehilfen."

„Ja so, auf die habe ich ganz vergessen, nehmt sie ad notam. Morgen erstes Verhör: — wird nichts eingestanden — Nachmittag erster Grad; — vierzehn Tage Pause — dann wieder der erste Grad, — das wollen wir so zugeben, weil es Juden sind, — an den darauffolgenden Tagen die zwei andern Grade, — dann sind wir wieder fertig. — Punctum satis. — — Nota bene! Zigan Mischko hat sich besonders zusammenzunehmen,

bekommt jedesmal vor der Arbeit ein Glas Branntwein und nach derselben doppelt so viel. Habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, Herr Richter!"

Nun begannen die Andern wieder zu schreiben, Herr Bonifazius fuhr in seiner früheren Beschäftigung fort, plötzlich aber blieb die Hand auf dem Silberknopfe gestützt ruhig, ein Zeichen, daß er — eingeschlafen war.

Die schweren Pflichten seines Amtes hatten ihn zu sehr ermüdet.

Jetzt klopfte es leise an der Türe und hereir trat Reb Schmule Teweß, der Vorsteher der Alt-Ofner Judengemeinde.

Wiewohl er sein Hütlein in der Hand hielt, saß dennoch ein kleines Sammetkäppchen auf seinem Scheitel, denn ohne Kopfbedeckung soll der Jude nie sein. So schritt er ehrerbietig gegen den Richter zu, der aber noch immer fest von den Armen des Schlafes umfangen war.

Reb Schmule bemerkte dies, blieb ruhig stehen, um gleichsam das Erwachen des Richters abzuwarten. Allein Herr Bonifazius hatte eine sehr löbliche Eigenschaft, sobald er eingeschlafen war, mußte er jedesmal geweckt werden.

Der Rosch Hakohol stand eine Weile, blickte gleichsam fragend den Schreiber Lorenz an, der mit einer geringschätzigen Miene weiterschrieb.

„Soll ich bis zur Auferstehung warten?“ fragte der Jude zweideutig.

„Meinetwegen bis Euer Messias kommt“, erwiderte Lorenz grob, räusperte sich und schrieb weiter.

Nach dieser Antwort ging Reb Schmule mit festen Schritten auf den Schlummernden zu und rüttelte ihn leise am Arme.

„Gebt ihr fünfzig Peitschenhiebe auf den Bauch,“ brummte er und — schlief weiter.

„Euer Gnaden! Herr Richter! sprach Reb Schmule, ihn zum zweitenmale, aber etwas unsanfter weckend.

„Laßt die Zigeunerin laufen“, schrie jetzt Herr Bonifazius aufspringend, tappte mit den Händen umher als suche er etwas und erfaßte den Ruhestörer. „Wo sind meine drei Goldstücke, Hexe?“ rief er und riß die Augen auf.

Da ließ er erschrocken die Arme sinken, fiel in seinen Stuhl, wischte sich die Augenlider; — jetzt erst war er vollkommen erwacht

„Das war ein schöner Traum“, brummte er in den Bart, dann wendete er sich zu dem Juden mit der freundlichen Frage: „Was wünscht ihr Herr Kollega?“ — und drückte ihm recht lange die Hand, wahrscheinlich mochte er irgend einen Gegendruck erwarten, doch, als dieser nicht erschien, ließ er die Hand des Vorstehers kalt aus.

Herr Bonifazius wußte, daß jetzt die sogenannten Judenfeiertage herangerückt seien, wel-

che ihm jährlich von der Gemeinde einen hübschen Beweis von ihrer Untertänigkeit lieferten. Diese Ursache, wähnte er, habe den Rosch Hakohol hierher geführt, deswegen war er erstens nicht erzürnt als ihn dieser aus dem Schlafe störte, deswegen bewillkommte er ihn auch mit dem freundlichen Titel eines „Kollegen" und daher auch die eingetretene Kälte, das plötzliche Fallen seines Freundschafts-Thermometers, als er sich in seiner Hofinung getäuscht sah.

„Euer Gnaden, Herr Richter!" redete Reb Schmule den Amtsherrn an, „ich bin gekommen, Eure Weisheit und richterliches Ansehen in Anspruch —"

„Und Gerechtigkeit", setzte Herr Bonifazius scharf betonend hinzu, „denn wo der Richter ist, darf auch seine Göttin nicht fehlen."

„Ich habe ihrer deswegen nicht erwähnt," sprach der Vorsteher nicht ohne Ironie, „weil sie ohnedies in Euerem Geleite ist."

„Gehört zum Amte", entgegnete der Andere, „eine unbestechliche Gerechtigkeit gehört zum Amte." „Was wollt Ihr also?"

„Ich bin gekommen," sprach der Rosch Hakohol „in Angelegenheit der von meiner Gemeinde eingezogenen angeblichen Verbrecher."

Er hatte das vorletzte Wort nicht unabsichtlich betont; allein Herr Bonifazius verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen.

„Die alte Hexe samt ihrem Gehilfen," unterbrach er den Vorsteher schnell, „seid ganz außer Sorge, ich will Euer Ansehen schon in Ehren halten, strenge Gerechtigkeit soll geübt werden. — Gebt einmal her, was Ihr ad notam genommen, wendete er sich zum Schreiber, „da seht werter Herr Kollege," er zeigte diesem das erhaltene Papier, „da stehts geschrieben: Morgen erstes Verhör, — wird nichts eingestanden, Nachmittag erster Grad, — vierzehn Tage Pause — dann wieder der erste Grad, — dann kommen der zweite, der dritte und —"

„Um Gotteswillen haltet ein," rief der Vorsteher zusammenschauernd. „Ihr seid im Begriffe Unschuldigen durch Marter eine Lüge herauszupressen.'

„Ei, ei!" schüttelte Herr Bonifazius mißbilligend den Kopf und sprach mit wichtiger Miene: „ich werde doch wissen, was meines Amtes ist."

„Gnädiger Herr!" bat der Jude herzlich, „macht diesmal nur eine Ausnahme von der Regel und laßt die Torture aus dem Spiele."

„Kann nicht sein", fuhr Herr Bonifazius zornig auf „bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit, kann nicht sein, warum sollte ich gerade hier eine Ausnahme machen, wirklich es ist gar keine Ursache vorhanden."

„Gnädiger Herr", flehte der Vorsteher, „die Verhafteten sind unschuldig, ich mit meiner Ehre und

meinem ganzen Hab und Gut stehe dafür, es fehlen mir nur Beweise, ihre Unschuld an den Tag legen zu können, der erste Aussprecher des Verdachtes ist ein Feind meiner Familie, ein tückischer Mensch, dieser Sohn des Rabbi; o! verzögert wenigstens Euer richterliches Vorhaben, vielleicht wird die Zeit den schwarzen Schleier lüften."

„Nein, nein!" unterbrach ihn der Richter, „es ist auch keine Ursache vorhanden, warum das Werk der Gerechtigkeit verzögert werden sollte; je eher, desto besser, es bleibt dabei; morgen wird der Anfang gemacht. Ich versichere Euch, Herr Kollege, mit Hexen und Zauberer kann nie schnell und scharf genug verfahren werden; ja wie gesagt, es ist keine Ursache vorhanden, warum morgen Nachmittag nicht der erste Grad in Anwendung gebracht werden sollte."

Reb Schmule Teweß war ein feiner Menschenkenner, er wußte recht gut, mit wem er es zu tun habe — und hatte auch schon beschlossen, die schwache Seite des Richters zu benützen; allein sein Mittel etwas wirksamer zu machen. Er lächelte daher recht in den Bart als ihn der Andere so oft und so nachdrucksvoll versicherte, daß hier gar keine Ursache vorhanden wäre, warum dies oder jenes nicht geschehen solle.

Nun nahm der Rosch Hakohol gleichgiltig Abschied und verließ mit Würde die Amtsstube.

„Werde schon zeigen, wie streng ich meine Stelle vertrete," sprach Herr Bonifazius zu den Schreibern, „nichts wird aufgeschoben, Vormittag begonnen, Nachmittag fortgefahren", — er begann jetzt zum Abgange zu rüsten. — „Das wird unter diesem Judenpack ein Lamentabel werden, denn die hängen alle wie die Kletten zusammen, aber ich weiß, was meines Amtes ist." —

Er grüßte mit erzwungener Herablassung die beiden Kandidaten und verließ die Gerichtsstube. Noch zwischen der Türe brummt er: „Morgen — bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit."

Als Herr Bonifazius zu Hause angelangt war, kam ihm Frau Agnes, seine Ehehälfte freudig entgegen.

„Da rat einmal, mein lieber Mann", sprach sie und hielt ihm ein Schächtelchen entgegen, „was mag da drinnen verborgen sein?"

Herr Bonifazius hatte sich in der Amtsstube zu sehr angestrengt, als daß er jetzt noch zum Nachdenken aufgelegt sein sollte.

„Nun, ich will es Dir zeigen", rief sie, öffnete den Deckel und hob ein fein gearbeitetes goldenes Kettlein heraus.

„Ei, ei!" sagte er, das Kleinod beschmunzelnd, „echt venetisches Gold, bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit. — Echt venetisches Gold, von wem hast Du dies?"

„Von der Frau des Judenvorstehers!" antwortete Frau Agnes gedehnt.

Herr Bonifazius zuckte unwillkürlich mit dem Kopfe in die Höhe. Dann brummte er aber ganz freundlich: „Ja, ja, da müssen wir freilich noch drei Tage mit dem ersten Verhör verzögern.

Der Schwache, bei ihm bedurfte es nicht einmal der Fürbitte seiner bestochenen Gattin.

Ein trauriger Rosch Haschono.

Das war dieses Mal ein recht trauriges Neujahrsfest für die Alt-Ofener Judengemeinde, besonders aber für die Familien ihres Vorstehers und ihres Rabbi. Am Morgen nach jener verhängnisvollen Nacht herrschte in der Gemeinde große Bestürzung, man wähnte, daß der Rabbi dem Schmerze unterlegen sei und sah auch dieses als einen Teil der Strafe für jenes unbekannte Vergehen an. Allein am Mittag mußte sich alles in der Schule versammeln, der Rabbi erschien blaß und verstört vor dem Aron Hakodosch (Heilige Lade), hielt eine Rede an die Versammlung, befahl ein dreitägiges ununterbrochenes Fasten; Buße über alle verübten heimlichen Sünden und aufrichtige Reue.

Dieses war geschehen, um die Gemüter wenigstens etwas zu beruhigen, und nun begann man, dem Urheber dieser Greuel nachzuforschen, denn

daß dies alles in einem sonderbaren Zusammenhange stehen müsse, das glaubte Jeder mit Gewißheit behaupten zu können. Aus einer näheren Untersuchung ergab es sich, daß der Tod des Schulklopfers nicht durch Selbstmord, sondern durch fremde Gewalt hervorgebracht worden sei, denn er war an einem Nagel gehangen und das Ende der Tephillim (Gebetriemen) seitwärts an einem anderen Nagel befestigt, welches nur ein Zweiter zu bewerkstelligen vermochte; dann fand man in seiner Tasche ein Blatt, auf dem er den Betrag seines baren Geldes und die verschiedenen Münzsorten vorgemerkt hatte; diesem zufolge fehlte eine namhafte Summe in der Truhe.

Den Irreden der wahnsinnigen Jentel konnte man freilich keinen Glauben schenken; allein, da sie immer von ihrem geliebten Noße faselte, der ihr unter der Chuppe einen Becher mit einem herrlichen Tranke gereicht habe und da man am Rande eines Glases, welches sich am andern Morgen vorgefunden, einen rötlichen Bodensatz bemerkte, so schloß man wieder, daß der Tochter des Rabbi, wie man es zu jener Zeit nannte, ein Zaubertrank gereicht worden sei, welcher sie wahnsinnig gemacht habe.

Der über diesen Greuel erzürnte Himmel, mutmaßte man weiter, habe das Neß (übernatürliches Wunder) in der Schule geschehen lassen und nun müsse man alles anwenden, um den lieben Himmel wieder durch Buße auszusöhnen.

Nachdem man dies herausgefunden, begann man nach dem Täter zu forschen.

Da der Schulklopfer in der ersten Sliches-nacht noch in die Schule gerufen, so mußte der Mord nach diesem Zeitpunkte geschehen sein; nun wurden einige darauf aufmerksam, daß Noße Traun samt seiner Mietfrau sehr spät in die Schule gekommen sei, daß besonders Nenne ganz erschöpft war und kaum zu atmen vermocht habe; diesen Umstand mit Jentels irrsinnigen Reden zusammengezogen, warf den Verdacht auf die Genannten, es bedurfte nur einer leisen Anregung um ihn laut auszusprechen und laut ausgesprochener Verdacht ist schon Gewißheit.

Pinches glaubte nun die beste Gelegenheit vorhanden, sich seinen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, und um gleichsam den Verdacht des Verdachtes von sich zu entfernen, trat er — verworfen genug — als Ankläger auf.

Nur Noße kann den Schulklopfer bestohlen und ermordet haben, Nenne sei ein altes Weib und versteht sich auf verschiedene Zauberkünste, sie hat gewiß den Trank für Noße bereitet, um Jentel, die er wahrscheinlich ihres spröden Wesens halber haßte, zu bestrafen.

Diese Anklage reichte hin, die Beschuldigten einzuziehen. Pinches, als Bruder der Wahnsinnigen hatte ein vollkommenes Recht, als Kläger aufzutreten.

Im Hause des Rabbi sah es traurig aus: Frau Bäle lag noch immer krank darnieder; man zweifelte an ihrem Emporkommen; die irrsinige Jentel war in dem Bodenstübchen eingesperrt. Reb Sorach suchte Trost im Gebete und Pinches hielt sich wenig zu Hause auf. Er gab vor, nicht eher rasten zu können, als bis er alle Beweise aufgefunden, den Friedensstörer seines väterlichen Hauses einer strengen, gerechten Strafe überliefern zu können.

Beim Rosch Hakohol ging es nicht minder trübselig her. Ein stiller Schmerz hatte sich der ganzen Familie bemächtigt, der umso tiefer seine Krallen schlug, wenn sie die große Gefahr ihres angenommenen Sohnes in Erwägung zogen, zwar zweifelten sie auch keinen Augenblick an seiner Unschuld; allein sie wußten, daß Herr Bonifazius ein außerordentlicher Freund peinlicher Zwangsmittel sei, die schon manchem gequälten Unschuldigen ein unwahres Geständnis entlockt hatten.

Mit Mühe und Aufopferung war zwar gestern vom Richter ein dreitägiger Aufschub erhalten worden, im Notfalle konnte man durch goldene Zwangsmittel noch eine solche Frist erpressen, verfloß aber auch diese, ohne daß man der Sache näher auf die Spur kam, so wären die Beschuldigten verloren; denn der Richter durfte dann das Verhör nicht mehr hinausschieben, ohne von der dabei so beteiligten Familie des Rabbi eine Klage höheren Orts befürchten zu müssen.

Der Vorsteher suchte daher die wenigen Tage zu benützen, er bezahlte Leute, daß sie die Städte und ihre Umgebung durchkundschaften und die kleinste Spur eines Verdachtes ihm bekannt gäben. Er tat alles, was ein Vater zur Rettung seines liebsten Kindes zu tun imstande war.

Die peinlichsten Stunden aber verlebte Channe. Wohl groß ist der Schmerz eines Vaters, herb das Weh der Mutter, am bittersten aber der Gram eines treuliebenden Herzens um den Gegenstand seiner Verehrung. Diese Qual senkt ihr Gift in alle Lebensfasern, jeder Tropfen Blut ist mit ihr vermischt, jeder Nerv bebt, jede Sehne zuckt ob solchem Weh.

Der Trost der Eltern war nicht hinreichend, die Jungfrau zu beruhigen; sie weinte in diesem Augenblick, im andern betete sie wieder, nicht für sich — für Noße, den Abgott ihrer Seele, der gefangen saß, unschuldig, zweier Verbrechen angeklagt, die ihm gewiß so wie ihr ein Greuel waren.

Am ersten Neujahrstage befand sich die Familie eben beim Mittagsmahle, eine traurige Stille herrschte in der festlichen Stube, jedes hing seinen Gedanken nach, jeden quälte der Schmerz, keinem mundete Speise und Trank, da klopfte es leise an der Türe und der Rabbi trat herein.

Alle standen ehrerbietig auf und gingen dem blaßen Manne entgegen, der mit düsterem Ernste vorwärts schritt und sich auf den ihm gereichten

Stuhl niederließ; dann erst nahmen auch die Anderen wieder ihre Plätze ein.

„Reb Schmule", begann der Rabbi, „ich bin in einer wichtigen Angelegenheit zu Euch gekommen, doch bevor ich beginne, will ich Euch einige Worte ans Herz legen."

Der Vorsteher horchte gespannt und der Rabbi fuhr fort: „Ihr habt Euch vor einigen Monaten eines eingewanderten Bochers angenommen, habt ihm in der Gemeinde Unterkunft verschafft und Euch bei mir für ihn verwendet. Wir haben alles getan, aus Noße einen gelehrten, rechtschaffenen Mann zu machen. Es ist wahr, er hat viel und fleißig gelernt, er zeigte sich fromm und redlich, allein, Alles war nur Maske, wir haben eine Schlange groß gezogen, einen Mörder unterstützt.

Der Rosch Hakohol wollte sprechen, der Rabbi deutete ihn aber mit der Hand zu schweigen.

„Unterbrecht mich nicht, Reb Schmule," fuhr er eifrig fort, „wir wollen den Zwiespalt unserer Familie vergessen und Mann zum Manne sprechen. Ich will es Euch nicht verargen, daß Ihr Euch früher dieses Buben angenommen, Ihr mögt wahrscheinlich Eure guten Gründe dazu gehabt haben." — Diese Worte hatte er mit Nachdruck gesprochen, — „ich will darüber hinausgehen, daß Ihr uns die Wespe ins Nest gelockt und nun gewissermaßen die eigentliche Ursache so vielen Uebels seid, ich will Euch nur zu Gemüte führen, daß es

ungerecht ist, wenn Ihr Euch jetzt noch für ihn verwendet, jetzt, wo es dem Himmel gefallen hat, seinen Lasterweg zu erhellen, gewiß, — verzeiht mir, Reb Schmule, — das finde ich von Euch sehr sonderbar und es setzt mich und die ganze Gemeinde in gerechte Verwunderung!" — Der Sprecher schwieg. Jetzt nahm der Vorsteher das Wort: „Eure Anklage, Rabbi, trifft mich nicht, ich fühle mich keiner Schuld bewußt. Wenn ich so und nicht anders handle, so willfahre ich nicht nur dem Drange meines Herzens, sondern auch der innersten Ueberzeugung meiner Seele: So wie ich, denkt jeder, der Noße Traun kennt. Gewiß, Rabbi, auch Ihr wäret meiner Meinung, würde der Schmerz des Vaters Euch nicht zu falschem Wahn verleiten."

„Ihr werdet also dem Mörder noch immer Eure hilfreiche Hand bieten?"

„Er ist kein Mörder, so wenig wie Nenne eine Hexe ist," entgegnete Reb Schmule gelassen „und sollt ich ihn jetzt verlassen, wo er der Hilfe am meisten bedarf? — Nein, Rabbi, ich erfülle das Gebot des Herrn und nehme mich des Schutzlosen, des Bedrängten an."

„Ich habe Euch eines Bessern überreden wollen," sprach der Rabbi aufstehend, „aber mein Wort bei Euch ist eine Stimme in die Wüste, ich predige einem tauben Ohr, ich rede zu einem Felsen, der für die Wahrheit keinen Widerhall hat. Verwendet Euch, Reb Schmule, für Euren Schütz-

ling, so viel Ihr wollt und könnt, auch ich werde nicht müßig bleiben und werde es nimmer dulden, daß solch ein reudig' Schaf in der Mitte einer Gemeinde weile, welcher ich als Rabbi vorstehe. Der Aussätzige, er möge es am Leibe oder an der Seele sein, ist aus der Gesellschaft der Reinen auszustoßen. — So steht es geschrieben in der Schrift und ich werde mein Gesetz befolgen."

Langsam wie er gekommen, entfernte er sich wieder, ohne von jemandem das Geleite zu bekommen.

Nach seiner Entfernung blickten alle gleichsam fragend auf den ehrwürdigen Familienvater, dieser aber schaute mit trübem Lächeln vor sich hin und sprach: „In Gottesnamen, jeder handle nach seiner Ueberzeugung; ist die meine keine falsche, so wird uns der Gott unsrer Väter helfen."

Frau Fradel wischte sich eine Träne aus den Augen, Channe neigte sich an die Brust der Mutter und weinte bitterlich, der Rosch Hakohol aber legte seine Hände auf das Haupt der Tochter und segnete sie.

Der verblendete Rabbi! er vermochte die begonnene Erfüllung des Fluches noch nicht zu erkennen.

Das erste Verhör.

Am Nachmittage des zweiten Neujahrstages herrschte in der Gemeinde große Bewegung, denn in der Amtsstube sollte das erste Verhör mit der Hexe Nenne und dem Mörder Noße statt finden. Alle nur in etwas dabei Beteiligten waren als Zeugen vorgeladen.

Das Verhör fand um einen Tag früher statt als Herr Bonifazius dem Vorsteher zugesagt hatte; allein zu seiner Ehre sei es gesagt, daß es nicht seine Schuld war. Der Rabbi hatte wirksamere Mittel ergriffen, den Prozeß zu betreiben, er hatte die Sache beim Obergerichte zu Ofen angezeigt und wer beschreibt den Schrecken des Herrn Bonifazius, als plötzlich von dort ein Bote kam und ihm den augenblicklichen Beginn des Verhörs auftrug.

Das war am Mittag. Herr Bonifazius aber hielt nicht nur auf den Schlaf und Trunk, sondern auch auf die liebe Speise; sein Wahlspruch war: Esset, trinket, schlafet fleißig und viel, auf daß ihr lange lebet auf Erden; daher schob er — wie er sagte —

dem Vorsteher zuliebe, das Verhör noch vier Stunden auf.

Indessen aber wurde alles vorbereitet - die Beteiligten und Zeugen geladen.

Zigan Mischko — dies war, im Vorbeigehen gesagt, der Alt-Ofner Henker — mußte sein Kämmerlein öffnen.

In dem Hause, in welchem sich die Amtsstube befand, sah man von Außen eine Art runden Turmes sich erheben, welchem ein kegelförmiges Dach aufgesetzt war. Einige mit starken Eisenstäben verwahrte Lucken in der Höhe des Turmes vertraten die Stelle der Fenster; Türen sah man keine, weil das Amtshaus an einem Teile des Turmes angebaut war und sich gerade hier, und zwar von innen der Eingang befand.

Der unterirdische Teil des Turmes war zum Gefängnisse bestimmt, das Parterre aber und der übrige Raum zum Martern hartnäckiger Verbrecher, die ihr Vergehen nicht eingestehen wollten. Von diesem erhielt der ganze Turm auch den Namen „des Marterturmes".

Die Gefängnisse haben wir bereits beschrieben; es bleibt uns nur noch übrig, unseren Lesern ein kleines Bild von der Alt-Ofner Folterkammer zu entwerfen.

Aus der Amtsstube führte ein kleines Seitentürchen in einen kurzen schmalen Gang; an dessen Ende war eine große eiserne Türe, welche in

die Marterkammer führte. Dieser Weg war nur für das Amtspersonal und die etwaigen Zeugen bestimmt, vom Hofe aber führte eine zweite Türe in die Kammer, welche dem ausschließlichen Gebrauche des Henkers und seiner Gehilfen geöffnet war; durch diese Türe wurden auch die Verbrecher hereingebracht. Wenn man in die Kammer trat, so konnte der Blick bis ans Dach hinaufschweifen, wo Sperlinge und im Sommer auch Schwalben ganz ruhig nisteten, außer wenn sie durch das Geschrei und den Jammer der Gefolterten auf kurze Zeit verscheucht wurden. Von oben fiel zwar Licht herab, allein dieses wäre zur Verbreitung einer Tageshelle viel zu matt gewesen, würde nicht auf dem Herde in der Ecke und in seinem unterhalb befindlichen großen Ofen bei jedesmaliger Folteranwendung ein großes Feuer gebrannt haben, welches zum Glühendmachen verschiedener Werkzeuge und zugleich zur Verbreitung eines glühenden, schauerlichen Lichtes dienen mußte. — Von diesem Ofen wurde der Rauch mittels eines Schlotes bis übers Dach hinausgeleitet; so oft daher aus dieser Oeffnung eine Rauchsäule aufstieg, so wußte man in ganz Alt-Ofen, daß Jemanden an diesem Tage die Folter erwarte. Die Wände des Turmes waren schwarz und feucht, an großen Nägeln hingen Spieße, Zangen, Schürhaken, einige aus eisernen Schienen geformte Stiefel, ebensolche Schnürleibchen und verschiedene Gattungen von Daumpressen; dann sah

man einige Folterbänke, die noch die schöne Eigenschaft besaßen, daß von allen Seiten feine Eisenspitzen hervorragten, dann Folterbetten, deren beide nach der Quere geteilte Hälften durch Umdrehen einer Kurbel recht langsam auseinander gingen und auf diese Art den oben und unten befestigten Verbrecher in die Länge zogen. „Ein hübsches Mittelchen, groß zu werden", pflegte Herr Bonifazius bei dessen Anwendung zu kichern.

Die Anordnung des ersten Verhörs war so plötzlich gekommen, daß der Vorsteher für seinen Schützling nichts mehr zu tun vermochte; trotz allen Nachforschungen hatte sich bis dahin nichts vorgefunden, was zur Rettung des armen Noße beigetragen haben würde; es blieb daher nichts anders übrig, als sich willig in die unabänderliche Lage zu fügen und das Schicksal der Gefangenen der Gerechtigkeit des Himmels anheimzustellen. Das Einzige, was Reb Schmule tat, war, daß er, um seinen Lieben große Qual zu ersparen, sich heimlich aus dem Hause entfernte, um als Vorsteher dem Verhöre beizuwohnen. Vielleicht — so flüsterte ihm die Hoffnung zu — ergibt sich dort ein Umstand, die Unschuld des armen Paares an den Tag zu legen.

Es war bereits gegen vier Uhr nachmittags, bis sich alle Vorgeladenen in der Amtsstube eingefunden hatten. Obenan saß Herr Bonifazius im festlichen Amtskleide, zu seiner Rechten zwei Schöppen, dann ein Schreiber, der das Protokoll führte;

zur Linken befanden sich der Gemeindevorsteher und der Rabbi. Als Zeugen standen da: zwei alte Judenweiber, dann ein alter Mann, der Nachtwächter und Scholem.

Pinches als Ankläger eröffnete ihre Reihe. Die wahnsinnige Jentel, von zwei starken Männern gehalten, saß in einem Winkel der Stube und glotzte gedankenlos die Szene an. Nach Vorlesung der langen Anklage und Abhörung der Zeugen, was wir aber zu wiederholen unterlassen, befahl Herr Bonifazius, die alte Hexe vorzuführen. In der Mitte zweier Schergen trippelte Nenne herein. Sie sah blaß und verstört aus, ihre Augen waren rot geweint, die Haube, ihr Faltenkleid waren beschmutzt, das Samtband um die Stirne verschoben, die Lippen verdorrt und ihre Sprache etwas heiser. Auf dem einen der Füße trug sie einen Schuh, auf dem andern einen Pantoffel; sie hatte ihre Tchinne unter dem Arm; in dem Augenblicke, als man ihr stille zu stehen befahl, öffnete sie das Büchlein und begann halb laut zu murmeln.

„Donnerwetter", schrie Herr Bonifazius aufspringend, „mir scheint, die alte Hexe will es auch uns antun", — das war des Richters vollkommener Ernst — „verstopft ihr das Maul, oder nehmt ihr das Buch weg."

Als man den Schlußbefehl vollziehen wollte, stieß Nenne ein heiseres Zetergeschrei aus und umklammerte das Buch mit beiden Händen.

Um keinen Preis wollte sie davon lassen. „Meine Tchinne, meine Tchinne!“ schrie sie, ohne abzusetzen.

Jetzt legte sich der Rabbi ins Mittel; er versicherte, daß das Büchlein nichts anderes als Gebete für fromme jüdische Frauen enthalte und daß man es ihr ungehindert lassen könne, weil das Gebet ihr sündhaftes Herz vielleicht doch noch erweichen und sie zum Geständnis geneigter machen würde. Diese Worte wirkten. — Nenne behielt ihre Tchinne.

Nun begann Herr Bonifazius: „Wie heißt du, alte Hexe?“

„Ich heiße Nenne Rosentiegel und bin keine Hexe, sondern eine Kindbettwärterin in der Gemeinde“

„Halts Maul, altes Fegfeuer!“

Nenne schwieg, öffnete ihr Büchlein und begann wieder zu beten.

„Warum bist Du an dem sogenannten ersten Slichesmorgen zu spät in die Schule gekommen?“ fragte der Richter weiter.

Nenne hob den Kopf in die Höhe und murmelte etwas lauter: „— Und baue wieder auf die Mauern von Jerusalem, Amen.“ Dieses waren die letzten Worte ihres Gebetes, welche sie laut aussprach, da sie nicht maßbek (das Gebet unterbrechen) sein wollte, dann erst antwortete sie dem Richter: „Weil ich mich verschlafen habe“, und fuhr wieder fort,

das nämliche Gebet noch einmal, aber etwas schneller vor sich hinzumurmeln.

„Es ist höchst verdächtig", sprach Herr Bonifazius zu den Mitrichtern, „daß die Hexe gerade an diesem Morgen sich verschlafen hat, denn wie uns eine vieljährige Praxis gelehrt, lassen diese Stregae vulgo Hexen, wenn sie ihre nächtlichen Teufelstänze halten, ein Blendwerk, das ihren Körpern gleich, zu Hause und fahren dann zum Rauchfang hinaus. Dies war auch hier der Fall, und weil die Alte draußen mit der Zubereitung des Zaubertrankes für die Tochter des Herrn Rabbi sich zu lange aufgehalten hat, so war es natürlich, daß sie zu spät in die Schule kam.

Herr Bonifazius war über diese seine scharfsinnige Folgerung so entzückt, daß er sich am Schlusse derselben des Ausrufes nicht enthalten konnte: „Bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit, ich habe gesprochen wie ein Weiser!"

„Ja, gewiß", antwortete einer der Schöppen, „Salomon, der Weise, war ein Narr dagegen."

Die anwesenden Juden entsetzten sich über diese profane Vergleichung, nur Nenne war herzlich froh, daß der Richter so anhaltend sprach und sie ununterbrochen beten konnte.

Herr Bonifazius kontinuierte: „Was hat Dir dein Mietmann für die Bereitung des Zaubertrankes bezahlt?"

„Ich habe keinen Trank bereitet!" erwiderte Nenne.

„Leugne nicht, Du alte Hexe", drohte der Richter, „bekenne aufrichtig, sonst lasse ich Dir die Glieder einrichten."

„Weh geschrien!" kreischte Nenne in klaglichem Tone, „was soll ich bekennen, wenn ich nichts weiß, wenn ich nichts getan habe. Rabbi Leben", wandte sie sich zu diesem, „Ihr kennt mich doch schon über zwanzig Jahre, bin ich je im Rufe einer Machschefe (Hexe) gestanden, hab ich je so etwas getrieben? Sprecht Rabbi Leben, helft mir das Herz des Schofet (Richter) erweichen — mein Gott, ich bin ein armes altes Weib, bin schon so lange Kindbettwärterin in der Gemeinde, — hat man je gehört, daß ein Kind gestohlen worden oder von den Machschefes ausgetauscht worden wäre; ach Du lieber Gott, jetzt wollen sie mir dieses alles aufbürden, ach Gott — ach Gott — ach Gott —"

Verzweiflungsvoll öffnete sie ihre Tchinne und begann schnell mit weinender Stimme ein Gebet zu murmeln.

Der Richter war an dergleichen Auftritte mit Hexen und Juden zu gewohnt, als daß ihm solch Benehmen gerade jetzt aufgfallen wäre; es geschah oft, daß Juden während einer langwierigen Gerichtsverhandlung ihr Gebet verrichten, daß sie ihr Koscheressen (reines, erlaubtes Essen) mitgebracht und es sich in der Amtsstube schmecken ließen; auch lebte Herr Bonifazius schon zu lange in der Nähe der Juden, als daß er mit ihren Gebräuchen nicht hinlänglich bekannt sein sollte.

„Wir wollen die beiden Delinquenten gegeneinanderstellen", sprach der Richter zu den Schöppen, „vielleicht werden sie durch Mienen oder Zeichen ihr Einverständnis kund geben, ist dies der Fall, dann machen wir einen kurzen Prozeß und lassen sie foltern."

„Zu welchem Zwecke", begann einer der Schöppen, „habt Ihr, Herr Richter, das wahnsinnige Mädchen herbringen lassen?"

„Das sollt Ihr gleich erfahren", sprach der Gefragte und befahl, den andern der Delinquenten vorzuführen.

Noße erschien. — Wiewohl etwas blaß, war doch nicht zu verkennen, daß ihn die Beschwerden des Gefängnisses nicht sehr niedergedrückt hatten; seine Gedanken waren ja immer bei Channe gewesen, ungestört konnte er sich ja mit ihr im Geiste unterhalten, konnte ihr seine Unschuld beteuern und den Lohn seiner Treue ernten. Er trat festen Schrittes in die Mitte, erhob langsam das Auge und gewahrte den Rosch Hakohol.

Eine glühende Röte erbrannte jetzt auf seinem Antlitze, furchtsam senkte er den Blick zur Erde und eine Träne rann über seine Wangen. Es war das drückende Gefühl, angeklagt — wenn auch mit dem Bewußtsein der Unschuld — vor seinem Wohltäter zu stehen, welches ihn so mächtig ergriffen.

Nenne hatte kaum den Bocher erblickt, als sie ihr Büchlein zuschlug und erfreut seine Hand ergriff.

„Seid Ihr auch da, armer Bocher", rief sie gleichsam erfreut, ihren Mietmann wieder zu sehen, „seht da, Herr Richter Leben, der war auch längere Zeit in meinem Hause, er soll es frei gestehen, ob er etwas Unrechtes an mir bemerkt; hab ich nicht alle Freitage Abends an meiner Lampe den Schabbeß geheiligt, habe ich nicht Chale (ehe ein Teig gebacken wird, wirft die Hausfrau ein Stück in das Feuer und betet den Segen darüber; dieses Gesetz gründet sich auf das II. Buch Mos. Cap. VIII. Vers 26—28.) genommen, hat er je nur die Spitzen meiner Haare erblickt, habe ich nicht alle Montage und Donnerstage gefastet und We-hu Rachum (ein Gebet, welches an diesem Tage gebetet wird.) gesagt, bin ich je mechale Schabbeß (Entweihung des Sabbats) gewesen; mein Gott, so redet doch, sonst werden wir gepeinigt, gemartert, gefoltert, ach Noße, Noße! Ihr habt Unglück in mein Haus gebracht.

Während Nennes Rede hatte Herr Bonifazius seinen Mitrichtern freudig zugewinkt, als ob er sagen wollte: „Es ist gewiß, sie sind einverstanden", er ließ die Alte fortreden; teils wußte er, daß dergleichen Redeströmen schwer ein Damm zu setzen sei, teils aber weidete er sich an der Angst der armen Jüdin. Nenne hätte nach einiger Rast eine neue Folge ihrer Unschuldsbeteuerungen nachgeschickt, allein ein anderer Auftritt störte sie darin.

Die wahnsinnige Jentel hatte beim Eintreten Noßes den Kopf zur Erde gesenkt und wiegte ihren

Oberleib in kleinen Schwingungen rechts und links. Die Reden drangen wohl in ihr Ohr, sie verstand dieselben, allein sie nahm keinen Anteil an ihnen; kaum aber hatte Nenne den Namen Noße ausgesprochen, so hatte sie sich mit einem Sprunge ihren darauf nicht vorgesehenen Hütern entrissen, stand an Noßes Seite und preßte ihn wütend an sich.

„Weh geschrien, meschugge Jentel ist da", schrie Nenne entsetzt, öffnete ihre Tchinne und begann schnell zu beten.

„Noße, mein Gold!" kreischte die Wahnsinnige, „hab ich Dich, wart nur, jetzt will ich Dich nicht mehr von mir lassen, mußt mein bleiben, ja mein, — schau du böser, böser Noße — wart nur Noße, — jetzt sollst du mir nicht mehr untreu werden."

Jentel umklammerte ihn trotz den Anstrengunges des Bochers, sich loszumachen, mit wahnsinniger Angst. Die Unglückliche, ihren Vater hatte sie nicht erkannt, aber der Name des Geliebten durchdrang selbst die Nacht des Wahnsinns. Mit schwerer Mühe wurde sie von dem Bocher losgerissen und aus der Gerichtsstube entfernt.

Herr Bonifazius wendete sich dann zu dem einen der Schöppen: „Nun seht Ihrs mit eigenen Augen, sie ist bezaubert; er hat ihrs angetan; deswegen habe ich die Wahnsinnige herbringen lassen; ein Mensch, der solch ein Verbrechen begeht, ist auch eines Mordes fähig, es ist kein Zweifel mehr, er hat auch den Schulklopfer erdrosselt. Was die Alte betrifft, so ist sie mit ihm einverstanden,

ihr Entsetzen bei dem Erscheinen der Wahnsinnigen und selbst das eifrige Beten, um sich mit dem Himmel auszusöhnen, zeigt deutlich von ihrer Schuld. Ein weiteres Verhör wäre ganz überflüssig, aber der Formalität wegen darf es nicht unterbleiben."

Nun wurde das Verhör mit Noße fortgesetzt, allein es währt uns viel zu lange, um bei demselben zu verweilen, wir wollen indessen lieber die Amtsstube verlassen, da sich draußen in dem Marterturm eine für uns interessantere Szene zutrug.

Während des Verhöres traf Zigan Mischko mit zwei Gehilfen in der Marterkammer seine Vorkehrungen. Mischko war eine hohe hagere Gestalt; seine schwarzgelbe Farbe, das glühende hervorstechende Auge, die aufgeworfenen Lippen, verrieten den Zigeuner. Seine beiden Gehilfen glichen ihm auf ein Haar, nur waren sie kleiner, sie schienen das en miniatur zu sein, was Mischko in Lebensgröße war. In dem Ofen prasselte eine riesige Flamme, verschiedene Werkzeuge steckten in der Glut; Mischko ging geschäftig umher, schmierte überall die Schrauben mit Oel, daß sie umso besser ziehen sollten, stellte alles zurecht, hier die Stiefel, dort die Schnürleibchen und so fort alles in gehöriger Ordnung, ein Gehilfe trug Holz zu, der andere schürte die Glut. Die Türe, welche aus dem Turm in den Hof ging, war offen, damit der Zug in dem Ofen vergrößert und die Glut befördert werde. Da

bemerkte der Henker plötzlich einen kleinen Judenknaben an dem Eingange.

„Wie bist Du, verdammter Junge, hergekommen?“ fragte der Henker erstaunt, — „zu solcher Zeit ist ja alles geschlossen.“

„Ei, wie bin ich hergekommen“, antwortete der Knabe fein, „über die Planke bin ich geklettert. Seht, Herr Mischko, ich habe schon so viel von den schönen Einrichtungen des Marterturms erzählen gehört, daß ich ordentlich neugierig wurde, ihn selbst zu sehen, und weil heute gerade aus dem Rauchfange eine so recht dicke Wolke aufstieg, da dachte ich mir, ha, werden gewiß wieder eine alte Hexe in der Beize haben, muß doch auch hingehen und wenigstens einmal die Werkzeuge beschauen; wenn Du dem Herrn Mischko einen guten Trunk reichst, wird er nichts dagegen haben.“

„Freilich nicht“, schmunzelte der Zigeuner, „aber es scheint, Du hast den guten Trunk zu Hause gelassen.“

„Warum nicht gar“, rief der Judenknabe, „hier in der Tasche habe ich ihn.“

„So komm herein“, sprach Mischko einladend.

„Ich fürchte mich.“

„Wer darf Dir ohne meinen Willen etwas zu Leide tun, hier bin ich Herr, komm nur herein und fürchte dich nicht.

Jetzt trat der Knabe ein, zog ein Fläschchen aus der Tasche und reichte es dem Zigeuner.

„Beim Teufel!“ rief er nach dem ersten Schlucke, „der Brantwein, den ich früher durch die Güte des Herrn Richters erhalten, ist reines Wasser dagegen, der schmeckt —“

„Trinkt nur“, ermunterte ihn der Judenknabe, „ich habe noch mehrere Fläschchen in der Tasche.“

„So“, rief der Henker, „da sollst Du nicht lange warten.“

Er setzte die Flasche an, trank sie auf einmal aus und übernahm gleich eine andere.

Während er nun mit dieser beschäftigt war, schlich sich der Knabe rückwärts und schenkte den beiden Gehilfen auch einige Fläschchen. Es war zum Verwundern, mehr als zwanzig solcher Fläschchen hatte der Knabe aus seinen Taschen und Löchern gezogen, die er verhältnismäßig unter dem Henker und seinen Gehilfen austeilte.

„Bist ein verfluchter Junge“, rief Mischko, als er abermals eine Flasche erhalten hatte, „kannst alle Tage kommen, ich werde Dir die Sachen zeigen, aber heute kann ich nicht mehr, habe keine Zeit. Trinkt, Burschen,“ rief er den Gehilfen zu, die sich schon früher zu ihm gesetzt hatten, — „trinkt, daß wir nachher unsere Schuldigkeit recht tun können!“

„Mein Gott!“ seufzte der Judenknabe vor sich hin, „sollte alles noch zu wenig gewesen sein?“

Nun wollten die drei Zecher aufstehen, aber sie vermochten es nicht.

„Ei verdammt", rief der Henker, „sind meine Beine auf einmal gar so schwer geworden; helft mir, Bursche", schrie er den anderen zu. Aber diese konnten ihm keine Hilfe leisten, denn schwächerer Natur als ihr Meister, wirkte das scharfe Getränk auf ihre Sinne und sie sanken wie leblos auf den Boden hin.

„Ihr Teufelsbursche werdet doch nicht betrunken sein", stammelte der Henker. „helft mir auf, Ihr Hunde, sonst leg ich Euch Daumschrauben an, — wo ist der Judenknabe mit seinem höllischen Gesäuf, das brennt, kocht und siedet in den Gedärmen, — hab zu viel getrunken"; — er wollte sich immer erheben, vermochte es aber nicht — „ach! mein Hals, mein Kopf, mir schwindelt, ich — kann heute nicht foltern — fol — tern."

Er war bei diesen Worten umgesunken, wälzte sich der Länge nach einige Male auf dem Boden und blieb endlich zwischen seine Gehilfen, den Rücken gegen oben gekehrt, liegen.

Der kleine Judenknabe hatte sich schon früher entfernt, auf jedem seiner Züge war Freude zu lesen, die das glückliche Gelingen eines Planes hinlänglich bekundete.

Indessen war das Verhör mit Noße beendet. Der Bocher hatte natürlich nichts gestanden; er vermochte keine Gründe seiner Unschuld an den Tag zu legen und dieses war bei einem Hexenprozeß umso gefährlicher, weil bei einem solchen oft die deutlichsten Beweise wenig fruchteten.

„Sintemalen also", schloß Herr Bonifazius seine gerichtliche Meinung und erhob sich vom Stuhle, „die Verbrecher nichts eingestehen wollen, so sehen wir uns gezwungen, auch diesmal Zwangsmittel in Anwendung zu bringen und wollen für heute mit dem ersten Grade den Anfang machen."

Alle Beisitzer erhoben sich. — Nenne hatte den Ausspruch des Richters überhört.

„Noße Leben", wendete sie sich rasch zu diesem, „was hat er gesagt?"

„Man wird uns foltern", erwiderte der Bocher kurz.

„Weh geschrien", jammerte Nenne bestürzt, „fangen sie mir schon wieder mit dem Gefolter an, sie wollen mich stechen, zwicken, brennen, daß ich mich zu Verbrechen bekennen soll, die ich nicht begangen habe; sie wollen mich unschuldig martern — ach! ich bin unschuldig, so wahr ein Gott im siebenten Himmel und dieses heilige Buch eine Tchinne ist. Nicht wahr Herr Richter Leben", sie lief auf diesen zu und faßte seine Hand, „Ihr werdet kein Gefolter brauchen, mein goldener, silberner, diamantener Herr Richter Leben, tut mir nur das nicht an — ach", sie begann im Voraus schon zu zittern, „ich kann es nicht aushalten, es muß eine gräßliche Pein sein: Herr Richter Leben" — fuhr sie etwas leiser fort, „ich will Euch eine goldene Kette geben, sie ist schwer — wiegt zehn Goldstücke auf — ja die geb ich Euch, aber nur

nicht martern, nicht zwicken, stechen, nicht brennen!“ —

Herr Bonifazius hätte das versprochene Kleinod gerne an sich gebracht, und wäre dieses Versprechen unter vier Augen gegeben worden, wer weiß, was geschehen wäre, so aber wirkte es gerade entgegengesetzt, die Versammlung war zu groß und Nennes kreischende Stimme hatte gewiß Jeder vernommen.

„Bei meiner unbestechlichen Gerechtigkeit“, rief er, „mir scheint gar, die alte Hexe will meine Güte mißbrauchen, wart, ich will Dich eines anderen belehren. Führt die Delinquenten in den Marterturm, wir eilen voraus.“

Während der Richter sich an der Spitze der Versammelten durch die Seitentüre entfernte, wurden die Verbrecher über den Hof zur Folterkammer gebracht. —

Mit gravitätischer Miene trat Herr Bonifazius in den schreck- und jammerreichen Turm, doch Staunen bemeisterte sich seiner, als er die drei unheimlichen Gestalten leblos auf dem Boden liegend fand.

„Der Henker und seine Gehilfen“, rief er im ersten Augenblick entsetzt, „sind gemordet!“

„Nein, nein“, schrie ein Schöppe, der sie etwas näher betrachtet hatte, „sie sind betrunken.“

„Verdammt!“ murmelte der Richter, „sollte das einzige Glas Branntwein eine solche Wirkung hervorgebracht haben?“

Jede Mühe, die Henker zu wecken, war vergebens, die Folter mußte auf den morgigen Tag verschoben werden.

Als dieses den Verbrechern mit dem Beisatze angekündigt wurde, daß ihnen noch eine Nacht Frist zum Bedenken gegeben sei, rief Nenne freudig: „Hab ich nicht gesagt, daß ich unschuldig bin, jetzt hat der liebe Gott ein Neß getan, ein Wunder ist geschehen — ein Wunder —“

Noch in der Ferne, als sie abgeführt wurde, hörte man sie rufen: „Ein Neß — ein Neß —“

Von diesem Augenblicke an war ihre Zuversicht zum Himmel so groß, daß ihrem Munde keine Klage mehr entschlüpfte.

Der Gemeindevorsteher langte freudig in seiner Wohnung an. „Für heute“, rief er seinen Lieben zu, „ist Noße wieder gerettet.“

„Gottlob!“ seufzte Channe im Uebermaße des Entzückens und stürzte jubelnd in die Arme der beseligten Mutter.

Es war freilich eine kurze Frist, aber was konnte nicht alles in dieser Nacht geschehen.

Ein ganz anderer Empfang wartete des Rabbi. Als er eben in den Schulhof trat, kamen ihm eine Menge alter Weiber entgegen, die sich in lauten Klagen ergossen.

„Was gibt es?“ fragte er, von einer schrecklichen Ahnung ergriffen.

„Schneidet Euch eine Krie-e“ (ein Einschnitt in den Kleidern bei dem Todesfall eines nahen Verwandten), kreischte eine andere. Entsetzt stürzte nun der Rabbi in seine Wohnung.

Frau Judeß tritt auch wieder auf.

Die Frau des Schameß hatte die letzten Tage nicht ohne Sorge und Unruhe verlebt. Ihr Gewissen sprach es laut aus, daß auch sie einen Teil der Schuld an diesem Unglücke trage und zu ihrem Lobe sei es gesagt, sie war nicht verderbt genug, gegen solche innere Mahnungen taub zu sein. Sie sann daher nach, wie denn der Sache abzuhelfen sei, wenigstens insoferne, daß Noße und Nenne von der gerichtlichen Anklage losgesprochen würden. Das war nun schwer. Die Klage konnte nicht rückgängig gemacht werden, und ohne sich selbst dem Gerichte preiszugeben, durfte sie keineswegs als Enthüllerin des einen Geheimnisses auftreten; von dem Morde des Schulklopfers wußte sie so viel, wie die anderen. —

Sie wollte daher die Rettung der unschuldig Gefangenen auf einem eigenen Wege versuchen; allein sie mißlang vollkommen. Die Rebezen lag schwer darnieder, der Rabbi war zum Verhör berufen worden, Pinches und Jentel befanden sich

ebenfalls dort, so blieb Frau Judeß mit der Kranken allein zurück, denn sie hatte aus Gefälligkeit die Ueberwachung derselben während dieser kurzen Zeit auf sich genommen.

„Wo ist mein Mann hingegangen?“ fragte die Kranke schwach, da sie eben aus einem fieberischen Schlafe erwacht war.

„Ins Amtshaus!“ erwiderte Judeß.

„Schon wieder zu den Gojim, mein Gott, heute ist ja der zweite Tag Rosch Haschono —“

„Seid ruhig Rebezen, heute ist das erste Verhör, ich habe Furcht, als ob es mich anginge.“

„Die verdammte Nenne, — ach — Jentel — mein Kind, der verfluchte Bocher —“

„Glaubt Ihr also wirklich, daß Noße die Schuld an diesem Unglücke trage?“

„Wer sonst, wie er, hat ihn meine Jentel nicht geliebt?“

„Eben deswegen würde er doch solcher Mittel nicht bedurft haben.“ —

„Wer weiß, aus welcher Absicht er es getan, — solchen heimtückischen Menschen ist nicht zu trauen, er wollte sie vielleicht —“

„Was fällt Euch ein, Frau Rebezen, das könnt Ihr von jeden andern, nur nicht von Noße Traun glauben. Ich würde mein Leben dagegen wetten, daß Noße unschuldig ist.“ —

Die Rebezen schwieg und schaute mit verglasten Augen auf die Sprecherin.

„Seht, Frau Bäle, Ihr liegt jetzt schon mehrere Wochen krank darnieder. Niemand weiß, was Euch fehlt, niemand kann Euch helfen, es ist vielleicht möglich — ich sage vielleicht, — daß dieses eine Strafe Gottes ist —"

Frau Bäle fuhr zusammen. „Liebe Judeß", stotterte sie, „ich weiß mich doch keiner Sünde zu erinnern."

„An Euch und den Herrn Rabbi liegt gewiß nicht die Schuld", sprach die Frau des Schameß, „aber mein Gott, Ihr wißt, daß sich die Sünde in einer Familie fortpflanzt, bis in das siebente Glied, vielleicht haben Eure Urväter gesündigt und Ihr müßt es büßen. Euere Verwandtschaft ist ausgebreitet, vielleicht haben die es verschuldet oder sind es etwa gar Euere Kinder." —

„Meine Kinder?" stammelte die Frau des Rabbi und bebte am ganzen Leibe, „ja das ist möglich; Pinches gefällt mir in der letzten Zeit nicht, er ist selten zu Hause, vernachlässigt Lernen und Gebet — mein Gott, sollte Pinches gegen unsere Gebote gesündigt haben?" —

„Das wäre noch nicht so arg", sprach Judeß, „aber seht, liebe Frau Rebezen, in der Gemeinde geht ein sonderbares Gerücht herum, alle Leute sagen, Noße und Nenne wären an dem Wahnsinne Euerer Tochter unschuldig, und —", sie hielt inne.

„Fahrt fort — um Gotteswillen!" rief die Rebezen und vermochte kaum mehr den Odem heraus zu pressen. —

Frau Judeß blickte starr auf die Kranke und erfaßte ihre bebende Hand, dann sprach sie mit gewichtiger Stimme: „Nun ja, man spricht, der Euerer Tochter den Trank gereicht, wäre Pinches gewesen."

„Schadai!" schrie die Rebezen mit fürchterlichem Gebrülle, schlug die Hände über den Kopf zusammen, sank allmählich auf das Kissen zurück und lag entseelt auf dem Lager.

Das Geschrei von Judeß rief den Schameß herbei, mehrere alte Weiber wurden geholt, alles angewendet, sie ins Leben zurückzurufen, aber vergebens, sie war tot für immer. —

In diesem trostlosen Augenblicke stürzte der Rabbi in die Stube und fand statt Frau Bäle ihren Leichnam. —

Das neue Seidenkleid hatte sie an jenem Sabbath zum ersten und letzten Male auf dem Leibe gehabt. —

Scholems Ende.

Pinches hatte sich aus dem Amtshause mit stillem Grimme entfernt. Es war seinem Plane zuwider, daß das Foltern der Verhafteten auf den andern Tag verschoben wurde, denn er glaubte als bestimmt voraussetzen zu können, daß Nenne und Noße sich da zum Vergehen bekennen würden. und geschah dieses, so war er gerechtfertigt.

Um seinen bösen Launen Luft zu machen, eilte er nach Ofen in die bekannte Schenke, wo wir ihn schon einst mit Scholem getroffen haben. Diese bildete den Zusammenkunftsort aller schlechten Menschen, Diebe, Bettler, Mörder der ganzen Umgegend, sie war die Senkgrube, in welcher sich aller im Finstern schleichende Menschenunflat konzentrierte.

In solchem Zirkel durfte der Sohn des Rabbi nicht fehlen. Hier verlebte er viele seiner Sünderstunden, während der getäuschte Vater ihn am Buche wähnte; er befand sich immer bei Scholem, freilich, weil sich auch Scholem hier befand. —

Scholem und Pinches, ein hübsches Pärchen, — diese Mörder, Diebe, Gotteslästerer und Heiligtumsschänder. — Scholem und Pinches, beide recht für einander geschaffen, wie zu zwei Freunden geboren; war auch eine recht innige Freundschaft, aber sie sollte nicht mehr lange währen

Seit dem Wahnsinne Jentels war Scholem trostlos, er gab nur Pinches die Schuld.

Ein gewisses Mißtrauen gegen den frühern Freund bemächtigte sich seiner. Pinches war es, der ihn um Jentel gebracht, die seine Sinne so entflammt hatte, wie konnte er ihm trauen?

Es war nun natürlich, daß der Sohn des Rabbi diese Aenderung bald gewahrte und er vergalt Gleiches mit Gleichem.

Als Pinches in der Kneipe anlangte, befanden sich eine Menge Gäste da, die Stube war voll; ein einzelner verlor sich leicht unerkannt unter der großen Anzahl. Pinches setzte sich an einen Tisch, wo sich bereits drei andere niedergelassen hatten.

Zwei von ihnen waren verkappt; dies war in jener Herberge nichts seltenes, denn es kamen oft Schurken hin, die unerkannt bleiben wollten, verdorbene Muttersöhnchen, die ihren Eltern etwas entwendet hatten und es veräußern wollten, untreue Diener und mehr dergleichen loses Gesindel.

Die beiden Fremden waren schmächtige Gestalten mit falschen Nasen und Bärten, ihre Kleidung war die deutscher Bürger, ihre Sprache verriet wohlerzogene Leute eben jenes Landes. Der

Dritte war ein kleiner Jude mit einem langen Barte. Er und Pinches kannten sich nicht, wiewohl einer in dem andern den Juden erriet, denn beide vermochten ihre Abkunft nicht zu leugnen.

Diese vier Männer hatten sich an einem Tische zusammengefunden. Anfangs führten die beiden Deutschen einen leisen Wortwechsel miteinander, plötzlich wandte sich der Aeltere von ihnen an den kleinen Juden. „Was gibt es bei Euch Neues, Ihr Herren?" fragte er mit einem Tone, der mehr zu gebieten, als zu gehorchen geschaffen schien.

„Was wird es denn Neues geben", entgegnete der Jude, „bei uns geht alles seinen alten Gang, schlechte Zeiten, wenig Verdienst, kleiner Handel."

„Der Jude scheint nur zum Klagen geboren", lächelte der alte Herr, „ich habe ihn noch nie die Zeiten loben hören, und wenn er sich über gar nichts zu beklagen hat, so weint er über die Zerstörung Jerusalems."

„Ihr tut uns unrecht, Herr", erwiderte der Jude, „unsere Klagen sind gewöhnlich gerecht, aber es gibt immer Begebenheiten, die uns Anlaß zu Aergernissen geben; da hat sich denn in Alt-Ofen vor einigen Wochen etwas zugetragen." —

„Was denn?" fragte der andere neugierig.

„Wir sprechen nicht gerne davon", erzählte der Jude, „weil es uns Schande macht; aber Ihr werdet keinen Gebrauch davon machen —"

Nun erzählte er die ganze Begebenheit bis auf den Verlauf des Verhörs. Pinches horchte finster zu, während sich die Neugierde der Fremden in jedem Augenblicke steigerte.

„Die Sache ist verdächtig", sprach der Jüngere der Fremden zu dem Aelteren, „mein —"

„Still", lispelte der andere, „vergeßt Euch nicht." Dann wendete er sich zu dem Juden: „Was meint Ihr wohl, haben die Verhafteten wirklich diese Verbrechen begangen?"

„Meine Meinung", lautete die Antwort, „ist, daß beide unschuldig sind."

„Donnerwetter!" rief der eine der Deutschen wild auffahrend, doch sich im nächsten Augenblicke besänftigend, ließ er sich sachte auf seinen Sessel nieder und sprach gelassen: „Da würden ja die beiden Verhafteten unschuldig leiden, — warum mittelt man den Täter nicht aus?"

„Es fehlen Beweise, Mittel —"

„Auf wen habt Ihr Verdacht?"

Der Ofner neigte sich an das Ohr des Deutschen und hauchte ein Wort in dasselbe.

Pinches glaubte seinen Namen gehört zu haben. Totenblässe überzog sein Gesicht.

Die beiden Fremden wechselten rasch einige leise Worte miteinander und verließen dann eilends die Stube.

Pinches blickte ihnen betroffen nach; jetzt wendete er sich um, wollte dem kleinen Juden mit

dem weißen Barte näher rücken, aber dieser war verschwunden. — Er vermochte nicht länger an dem Tische sitzen zu bleiben, er beschloß nach Hause zu eilen.

Draußen war es Nacht. Der Mond schiffte unter dem unermeßlichen blauen Sterneteppich ruhig dahin und übergoß die Gegend mit seinem Silbermeer; die Donau rauschte friedlich hinab, ihre Wellen kreiselten sich und strahlten im Glanze des großen Nachtgestirnes; der Widerschein der kleinen Sternelichter tanzte auf der bewegten Fläche, verschwand zeitweilig, um dann wieder aufzutauchen.

Der Sohn des Rabbi eilte am Ufer hinauf gegen Alt-Ofen zu, da trat ihm plötzlich Scholem entgegen.

„Woher Pinches?"

„Aus der Wasserstadt.

„Hast was Neues vernommen?"

„Etwas schreckliches. Man soll uns auf der Spur ein."

„Alle Teufel!" rief Scholem.

„Hast Du in der Gemeinde noch nichts gehört?"

„Kein Wort, ich glaube kaum, daß einer eine Ahnung vom wahren Zusammenhange der Sache hat!"

Nun atmete Pinches frisch auf.

„Wo willst Du nun hin, Pinches?"

„Ich suchte Dich, Scholem."

„Zu welchem Zwecke?“

„Ich habe eine Frage an Dich. Was würdest Du wohl tun, wenn man Dich auf den bloßen Verdacht hin einziehen und der Folter übergeben würde?“

„Mein Gott! welch schrecklicher Gedanke!“ rief Scholem und begann zu zittern.

„Beantworte meine Frage“, drang der Sohn des Rabbi in seinen Vertrauten.

Scholem konnte vor Angst nichts erwidern. „Sind wir verraten?“ stotterte er endlich mühselig heraus.

„Du sollst antworten und nicht fragen“, sprach Pinches, „erkläre Dich also, würde Dir die Folter ein Geständnis abzwingen?“

Das Wort Folter brachte auf Scholem eine vernichtende Wirkung hervor, er zitterte wie Espenlaub.

Pinches warf einen Blick seitwärts, sie standen nahe am Ufersrand.

„Wenn Dich schon meine Frage zittern macht“, sprach er zu Scholem, „wie gräßlich wird erst jene des Richters im Marterturm auf Dich wirken. Damit Du aber nichts verratest, so will ich Dich stumm machen für immer!“

Ein kräftiger Stoß schleuderte Scholem hinab in die Wogen.

„Pinches, Mörder!“ schrie er im Fallen und sank unter.

Der Sohn des Rabbi spähte gierig nach der Tiefe. Jetzt tauchte Scholem unter seinen Füßen, nah am Ufer empor, die Wellen hatten ihn zufällig dahin getragen; die Lebensgefahr ließ Scholem alles zu seiner Rettung anwenden, er fing sich einige Male an dem schwachen Gesträuche, allein dieses riß immer und er sank wiederholt in die Tiefe. Noch einmal tauchte er auf und umklammerte einen Stein, dessen Hälfte in der Uferswand vergraben war; dieser hielt fest, Scholem zog sich mühselig ans Land — noch einen Augenblick und er hätte festen Fuß gefaßt — da schleuderte Pinches von oben eine Schrolle Erde hinab, sie fiel auf die Hand Scholems, mit einem gräßlichen Geschrei sank der Ueberschüttete zum zweiten Male unter.

„Das Wasser hat keine Balken", grinste Pinches hinab und ein höllisches Gelächter drang aus seiner Brust.

Noch einige Male tauchte der Mordgefährte in den Wellen empor, allein immer entfernter vom Ufer; man sah ihn die Hände hilfesuchend emporstrecken, dann gewahrte man nichts mehr als den Kopf, der unheimlich auf der mondbeschienenen Wasserfläche hinabschwamm, zuletzt ging auch dieser unter. Die Wasser verschlangen ihn und seine Verbrechen; für die Erde zu schlecht, fand er in den Wellen sein Grab.

Pinches eilte nach Alt-Ofen.

In der untern Wohnstube des Rabbi befand sich der Leichnam der Rebezen. Das Gemach bot einen traurigen Anblick dar.

Spiegel und Bilder waren mit ihrer Vorderseite gegen die Wand gekehrt, die Betten bis auf den Strohsack abgeräumt, die Schränke verhangen und jede Verzierung aus der Stube entfernt.

In der Mitte derselben lag am Boden auf dünnem Stroh der Leichnam der Frau Bäle, mit einem schwarzen Tuche ganz überdeckt. Zu ihrem Kopfe stand, ebenfalls auf der Erde, eine kleine brennende Oellampe, welche das Gemach zum Teil nur erhellte, aus dem übrigen Raum aber die Finsternis zu verbannen nicht vermochte.

Das Fenster war offen, bei der Türe stand ein Krug mit Wasser, an einem Nagel hing ein weißes Handtuch, dieses war die ganze Einrichtung. Zwei alte Männer saßen im Nebenzimmer und hielten Schmire (Wache). Jeder hatte ein Psalmbuch vor sich auf dem Tische und betete emsig.

Nach einer Weile sprach der Eine: „Wie viele Stunden mögen wir wohl noch bis zur Mitternacht haben?"

„Ich glaube zwei."

„Um die Zeit ist's bei Toten unheimlich."

„Was fällt Dir ein, wir haben ja unser Tilimbuch hier."

„Mein Gott! Ich fürcht nich doch. Horch, hast Du nichts schleichen gehört?"

Beide horchten. — Alles war ruhig.

„Mir scheint", begann der andere, „es ist jemand zu Türe hereingekommen. Laß uns hinausschauen."

Die Totenwächter schlichen leise zur Türe, doch ehe sie dort anlangten, löschte ein scharfer Zug das Totenlicht und ihre Kerze aus. Es war augenscheinlich, daß durch das Oeffnen der äußeren Türe der Luftzug entstanden war.

Die beiden Juden stießen einen Furchtschrei aus, zogen sich hastig zurück und entflohen durchs Fenster.

Ins Totenzimmer warf der Mond sein Zauberlicht und beschien das schwarze Tuch, welches die Rebezen deckte, zu deren Füßen jetzt eine große, weiße Gestalt mit herabhängenden Haaren und hohlen Augen stand. — tiefe Stille herrschte, — die Gestalt schien kaum zu atmen. Langsam ließ sie sich zur Toten nieder, das Mondenlicht fiel auf das geisterbleiche Antlitz, man sah, daß sich die Lippen bewegten, aber kein Laut durchzitterte die Luft. Nach einer Weile vernahm man ein leises Wimmern, Seufzer drangen aus der Brust, aber noch war kein Wort zu hören, kein sterblich Wort. —

Jetzt ergriff die Gestalt das schwarze Tuch, zog es vom Leichnam herab, das Totengesicht der Frau Bäle starrte sie an. Gräßlicher Gedanke! Der Wahnsinn starrte dem Tod engegen — die Tochter ihrer Mutter!

Jentel erkannte sie nicht.

„Steh auf!“ kreischte sie plötzlich und rüttelte den Leichnam, „steh auf, Du alte Machschefe, schlaf nicht so lang, — wo hast Du meinen Noße, — Noße, mein Leben, wo bist Du? — auf! auf! — Du altes Weib, — wirst Du aufstehen — faule Hexe. — Liebchen ist da, — ihren Noße zu fordern, — Du hast ihn eingesperrt, auf Deinem Boden, — auf — auf — wart Noße, mein Leben, ich komm schon, — will Dich befreien, — die Alte mag nicht — muß sie zwingen! — komm, komm nur, rief sie und riß die Tote an der starren Hand, das Stroh knisterte, der Leichnam bewegte sich, dann wars wieder still.

Die Wahnsinnige schien einen Augenblick auf den Entschluß der Alten zu warten, als dieser aber nicht erfolgte, sprang sie auf.

„Willst Du aufstehen, altes Weib?“ schrie sie erzürnt, „wie lange soll ich auf meinen Noße warten, auf — auf!“ —

Sie hob den Leichnam beim Kopfe, steif bewegte sich dieser in die Höhe, bis er endlich kerzengerade neben der Wahnsinnigen stand.

Das weiße Totenkleid der Frau Bäle war von jenem der unglücklichen Tochter nicht unterschieden, nur die Haube ließ jene erkennen.

„So, altes Mütterlein“, winselte Jentel, „komm, komm, laß mich meinen Noße befreien.“

Sie ließ die Tote los und trat einen Schritt voraus. Der Leichnam erhielt sich einen Augenblick in der aufrechten Stellung, dann aber verlor er das Gleichgewicht und stürzte unter heftigem Gepolter rückwärts auf den Boden. —

Jetzt sprang die Wahnsinnige herbei. Unartikulierte Laute zischten zwischen ihren Lippen hervor, sie sprach viel, aber kein Wort war verständlich; es war ein schaudererregender Anblick, wie man sie auf die Rebezen losstürzen und sie mißhandeln sah. — Endlich hob sie den Leichnam zum zweiten Male von der Erde, umfaßte ihn krampfhaft mit beiden Armen und trug ihn zur Türe hinaus.

Die Geflüchteten kehrten zurück, mehrere Männer begleiteten die Furchtsamen, sie erschienen am offenen Fenster.

„Drinnen ist's noch finster, ich will hineinleuchten", sprach eine dumpfe Stimme und hielt die Laterne in die Stube.

Das schwarze Tuch lag seitwärts, das Stroh auf dem Boden, aber der Leichnam war verschwunden.

Die Herzhafteren begannen die Tote zu suchen. Jentel war mit dem Leichnam hinausgeeilt und trug ihn gegen die Schule zu. Die Türen waren überall verschlossen, sie konnte nirgends eintreten.

Da gewahrte sie eine Leiter, welche zu der Bodentüre des Schuldaches führte; diese stieg sie hinan und schleppte den Leichnam nach sich.

Das Geräusch, welches sie verursachte, lockte die Suchenden dahin. Sie sahen die wahnsinnige Jentel auf der Leiter, wie sie die tote Mutter am Arme hinter sich zerrte; beide gespenstige Gestalten, weiß gekleidet, mit den Leichengesichtern, dieses Bild, vom Monde beleuchtet, von einer schaudervollen Stille umwoben, welche nur durch das Keuchen und Schnaufen der Wahnsinnigen und durch das Gepolter, welches der starre Körper auf der Leiter verursachte, gestört war, bot eine schreckliche Scene dar.

Jetzt war Jentel mit dem Leichnam durch die Bodentüre verschwunden.

„Was ist zu tun?" fragte einer der Männer.

„Wir müssen der Tollen das Meß (der Leichnam) entreißen", erwiderte ein anderer.

„Ich geh nicht auf den Schulboden", sprach ein Dritter, „Jentel ist gar stark.

„Du wirst Dich doch vor ihr nicht fürchten?"

„Aber die Rebezen --"

„Weißt Du nicht, daß unten die Schule ist, es kann ja nichts geschehen."

Es waren ihrer fünf Männer und alle zusammen hätten sich bald vor zwei Weibern gefürchtet, von welchen die eine überdies noch tot war.

Endlich begannen sie langsam hinanzusteigen, den mit der Laterne nahmen sie in ihre Mitte.

Der Boden über der Schule war sehr geräumig, aber mit verschiedenen Antiquitäten vollgefüllt; so befanden sich oben eine Menge zerbrochener Betstühle, Ständer, Tische und Bänke; alte zerrissene unbrauchbare Sidurs, Machsorem, Thilinns (verschiedene Betbücher), andere heilige Bücher, alte untragbare Taleßem, Thephillim und Arba-Canfoß (Das Erinnerungszeichen an die Gebote Moses, welches der Jude immer am Leibe trägt.) der ganzen Gemeinde wurden auf diesen Boden geworfen; eines hier, das andere dort, eine fingerdicke Staubdecke deckte das Ganze und unzählige Spinnen zogen ungehindert ihr feines Gewebe darüber.

Jetzt befanden sich die fünf Männer auf dem Boden.

„Wißt ihr was", sprach der eine leise, „wir wollen die Wahnsinnige überlisten. Ihr Viere stellt Euch in jene finstere Ecke, ich mit der Laterne, die ich geblendet halte, bleibe seitwärts vom Eingang. Dann ruft einer von Euch mehrere Male den Namen Noße, dadurch locken wir Jentel hervor, sie wird in den Hof hinabeilen und wir können dann das Meß ungehindert zurückbringen."

Dieser Rat wurde befolgt.

Nach einer Weile rief eine Stimme: „Noße! Noße!"

Die Wahnsinnige hatte kaum diesen Ruf vernommen, als sie auf die Türe losstürzte und mit gellendem Zetergeschrei an der Leiter hinabrutschte.

Jetzt enthüllte sich die Laterne, es wurde hell auf dem Boden. Die fünf Männer kamen zusammen und gingen auf den Hintergrund los, wo Jentel hervorgekommen war.

Die tote Rebezen saß in einem Betstuhle, in welchen sie die Wahnsinnige hineingepreßt hatte, sie saß und das gebrochene Auge stierte halbgeöffnet auf die Männer.

Einer ging auf sie zu und hob sie auf, der, mit mit der Laterne, eilte voraus, die andern folgten.

Jetzt stieß der eine mit seinem Fuße an einen harten Gegenstand, der in diesem Augenblicke umfiel und einen dumpfen klingenden Ton von sich gab.

„Du, Srole!“ rief er, „komm her mit der Laterne, laß sehen, was hier liegt.“

Die Männer blieben stehen. Es war ein kupferner Topf mit einem geschlossenen Deckel.

„Gehört wahrscheinlich dem Schameß“, sprach der eine, „vielleicht ist er vom Pessachgeschirr“. (Zu Ostern haben die Juden ganz eigenes Geschirr.)

„Warum nicht gar“, erwiderte der andere, „in dem Topfe ist etwas drin, hörst Du nicht“, er stieß mit dem Fuße daran, das Gefäß rollte ein Stück-

chen weiter und gab wieder den dumpfen scheppernden Ton von sich.

„Ja, ja", riefen die anderen, „Geld ist darinnen. Nehmt den Topf mit, der muß zum Kosch Hakohol gebracht werden."

Nun stiegen die Männer hinab.

Einer trug die Laterne, zwei den Leichnam und die andern zwei den Topf.

So kamen sie vor der Wohnung des Rabbi an, als Pinches in den Hof trat. Er bemerkte die unheimliche Gruppe, besonders fiel ihm die Gestalt mit dem weißen Kleide auf, die von zweien der Männer getragen wurde. Er mochte an seine Schwester denken.

„Was gibt es hier?" schrie er, auf sie zuspringend.

Der Laternenträger erkannte ihn sogleich.

„Wir haben den Leichnam geholt", erwiderte er.

„Welchen Leichnam?" rief der Mörder entsetzt.

Die Männer staunten, es war ihnen unbekannt, daß Pinches von dem Tode seiner Mutter noch nichts wisse. —

„Welche Leiche?" schrie Pinches von gräßlicher Angst gefoltert.

Da wendete der Jude langsam seine Laterne gegen die Tote, der Schein des Lichtes fiel auf das Leichengesicht der Rebezen.

„Meine Mutter!“ brüllte Pinches mit fürchterlicher Stimme und sank sinnlos auf die totkalte Leiche.

„Pinches, mein Sohn! bist Du jetzt erst nach Hause gekommen?“ tönte eine Stimme durch das geöffnete Fenster des Bodenstübchens herab und der Kopf des Rabbi mit dem langen Barte schaute auf die nächtliche Szene.

Hätte Pinches erst den Topf mit dem Gelde gesehen, er würde die Nacht kaum überlebt haben und wahrscheinlich zum Selbstmörder geworden sein.

Die Männer mit dem Topfe hatten sich aber gleich entfernt. —

Eine Szene in der königlichen Burg zu Ofen.

Kein Lichtstrahl schimmerte mehr durch die Fenster von Ungarns damaliger Hauptstadt; nur ein einziges im ersten Stock der königlichen Burg war erleuchtet.

Zwei Männer befanden sich in jenem Gemache, die vor kurzem erst angekommen sein mußten. Kleidungsstücke, die sie eben ausgezogen hatten, lagen auf einigen Stühlen umher, an der Unordnung sah man die Eile, mit welcher dieses Geschäft verrichtet wurde.

Der eine von den Männern war eine lange, gerade Gestalt mit einem überaus schönen Antlitze. Freundlichkeit schaute aus den blauen Augen, ein langer, gelber Bart hob noch womöglich die Milde jenes Ausdruckes und das krause Haupthaar vollendete den sanftmütigen Ausdruck seines Eigentümers. Der Anzug wurde jetzt mit Zierlichkeit und Geschmack geordnet, der Bart nett geringelt und das Haupthaar in die gewohnte Lage gebracht.

Der andere war ein kleines feines Herrlein, hager und dünn, jedem Windstoß eine Beute, für jeden Luftzug empfänglich.

„Diese Nachtwanderungen, ach, diese Nachtwanderungen!“ seufzte er immer vor sich hin, aber so leise, daß ihn der andere ja nicht hören konnte.

„Nun, wie hat Euch das heutige Abenteuer zugesagt?“ fragte dieser.

„O außerordentlich!“ rief der Kleine demütig, „unter fremdem Kleide erfährt man gar vieles, was einem sonst verborgen bliebe.

„Sagt mir doch“, begann der andere, dem Gespräche plötzlich eine andere Wendung gebend, „was ist denn mit meinem Palaste auf dem Georgiusplatze?“

„Das Gebäude ist schon fertig.“

„Auch eingerichtet?“

„Noch nicht.“

„Warum denn nicht? — Alle Donner! wozu diese Zögerung?“

„Es fehlt — ja, es fehlt —“

„Euch an Verstand, — Alle Donner, wenn es darauf ankommt, meine Wünsche zu erfüllen, da fehlt immer etwas. Wurde der Palast auch mit Gärten umgeben?“

„Ja, ringsherum.“

„Sind diese schon mit Bäumen, Blumen und Gesträuch bewachsen?“

„Noch nicht — der Sommer war zu kalt und naß.“

„Wurde der Teich nicht vergessen?“

„Auch der ist gegraben.“

„Bereits gefüllt?“

„Nein, es war zu trocken.“

„Alle Donner! wollt Ihr mich zum Besten haben? — für den Garten wars zu naß und für den Teich zu trocken. — Ich glaube, Ihr wollt zuletzt Euern Schneckengang dem lieben Himmel aufbürden.“ —

„Ja“, sprach der Hagere bedächtig, „wo der Hebel alles Geschwinden fehlt —“

„Es fehlt schon wieder? Alle Donner, hört mir mit den Torheiten auf —“

„Gold und Silber sind keine Torheit! —“

„Sind auch eine Narrheit der Welt! —“

„O! dann“, seufzte der Kleine, „wünschte ich am meisten mit dieser Narrheit beteilt zu sein.“

„Das beweist, daß Ihr kein Narr seid. — Wird aufs Frühjahr der Bau der Brücke fortgesetzt?“

„Die zwischen Ofen und Pest?“ fragte der Kleine.

„Ja, ja, die meine ich, die Pfeiler sind ja bereits vollendet —“

„Ja, die Pfeiler stehen da, aber die Brücke fehlt noch, — das will so viel sagen, als ein Häuschen steht, jetzt wollen wir die Stadt bauen.

„Schon wieder Einwürfe?“

„Ich habe hier nichts als zu schweigen, aber die Brücke kostet zwei Scheffel Gold und uns fehlt sogar —“

„Alle Donner! es fehlt schon wieder. Still, ich will nichts mehr hören."

Er war aufgebracht, machte einige Gänge durch die Stube, dann trat er auf den Kleinen zu, klopfte ihm auf die Schulter und sprach lächelnd: „Nehmt Euch meine Reden nicht zu Gemüte, ihr kennt mich ja — es ist nie so böse gemeint — wir bleiben die Alten!"

Der Hagere verneigte sich tief und sprach: „An Eurer Herzensgüte habe ich nie gezweifelt."

Soeben fällt mir die Alt-Ofener Judengeschichte bei", begann der andere gleichgültig, und mit einem Tone, in dem man weder das frühere Aufbrausen, noch die spätere Besänftigung gesucht haben würde, fuhr er fort: — „Wir wollen ein gutes Werk stiften, die Unschuldigen müssen befreit und der Schuldige festgesetzt werden.

Er setzte sich rasch an den Tisch, schrieb einige Zeilen und siegelte selbst den Brief. „Ist sogleich an das Ortsgericht nach Alt-Ofen zu übersenden."

„Jetzt, in der Nacht?"

„Gleich, sage ich, — alle Donner, jetzt gleich; Unschuldige können nicht früh genug befreit und Schuldige nicht früh genug festgenommen werden."

Der Kleine entfernte sich, den Auftrag zu erfüllen, der Mann aber mit dem langen gelben Barte, der seelengute, etwas heftige Mann, der so vieles nützliche ausgeführt, noch mehreres aber

leider nur begonnen hatte, da es ihm immer, wie der Hagere sagte, an dem Hebel alles Geschwinden fehlte, dieser Mann blieb allein zurück in seinem königlichen Gemache. Es war — doch der geschichtskundige Leser wird seinen Namen schon längst errathen haben. —

Der Morgen des Fasttages Gadalja.

Der erste Tag nach den zwei Neujahrstagen, das ist der dritte des Monats Tischri, ist ein Fasttag; er wird gehalten als Trauer über den Tod Gadaljas, der an diesem Tage ermordet wurde und mit dem der Glaubensfunke in Israel erloschen ist, sodaß die völlige Vertilgung bald darauf erfolgte.

Dies bezeugt Rambam in seinem vielgelehrten Buche.

Der Morgen dieses Tages war es, der zum Foltern für Noße und Nenne bestimmt war. Ehe wir ihn aber berühren, haben wir noch einiger wichtiger Vorfallenheiten zu erwähnen.

Im Hause des Rosch Hakohols hatte man den Abend sehr traurig zugebracht; ein drückendes Gefühl lag allen auf dem Herzen, ein Gefühl, das ihnen jeden Augenblick unaussprechlich verbitterte.

Sie saßen eben alle am Tische und hingen ihren Gedanken nach, da klopfte es leise an der Türe, ein kleiner Jude mit einem langen weißen Barte

trat herein. Der Vorsteher erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben.

„Seid Ihr der Rosch Hakohol von Alt-Ofen?"

„Ja", erwiderte Reb Schmule.

„Ich komme, Euch zu sagen", fuhr der andere fort, „daß Ihr ganz ruhig schlafen sollt, denn ehe die achte Frühstunde schlägt, sind Nenne und Noße frei."

Ein Freudenruf durchhallte die Stube. Fradel und Channe stürzten auf den Freudenboten zu, der Rosch Hakohol wollte seine Hand ergreifen, allein der kleine Jude trat drei Schritte zurück. „Haltet mich nicht auf", sagte er, „ich habe noch einen wichtigen Gang nach Ofen hinüber, dort muß ich Jemanden sprechen; bleibt fromm und gut!" Die Türe öffnete sich, der kleine Jude mit dem weißen Barte war verschwunden.

Der Rosch Hakohol hob seine Hände gegen oben und betete laut: „Ich bin jung gewesen, bin alt geworden und habe keinen Frommen verlassen gesehen!"

Die Familie begab sich zu Ruhe.

Es mochte um die Mitternachtsstunde sein, da klopfte es dreimal an das Fenster des Gemeindevorstehers. Er erwachte. „Wer ist draußen?" rief er.

„Reb Schmule, steht auf in die Schule", kreischte eine Stimme.

„Beim allmächtigen Gott", rief der Vorsteher erschrocken, „das ist die Stimme unseres Schul-

klopfers!“ Er sprang vom Lager, eilte ans Fenster und riß es auf. Draußen war alles ruhig. Keines Menschen Tritte ließen sich hören; dagegen hörte er, wie die nämliche Stimme gerade drüben beim Nachbarn rief: „Reb Leb. steht auf zur Schule.“

Der Vorsteher traute seinem Gehöre nicht. Er glaubte sich von einem bösen Traume umfangen, allein kühle Nachtluft wehte ihm frisch entgegen, er war munter, er hörte es deutlich, wie daneben wieder die nämliche Stimme rief: „Reb Jokel, steht auf in die Schule — Reb Chajem, steht auf in die Schule.“ Und so fort von Haus zu Haus.

Der Vorsteher ließ Licht machen und begann sich anzukleiden. Frau Fradel und Channe hatten von dem gespenstischen Rufe nichts vernommen, denn sie schliefen in einer anderen Stube.

Er war fest entschlossen, in die Schule zu gehen; da klopfte es aber wieder an sein Fenster. Zwei Männer befanden sich draußen und begehrten mit ihm zu sprechen.

„Reb Schmule“, sprach der eine, nachdem dieser ans Fenster getreten war, „da nehmt den Topf, wir haben ihn auf dem Schulboden gefunden.“

„Was habt Ihr um diese Zeit auf dem Schulboden zu suchen gehabt?“ —

„Das sollt Ihr Alles erfahren, wir sind ehrliche Leute, es geht nicht mit rechten Dingen zu.“

„Habt Ihrs auch gehört?“ —

„Freilich, in der ganzen Gemeinde geht es um, vor jedem Hause wird in die Schule gerufen.“

„Leute, geht in die Schule, ich werde nachkommen.“ Er öffnete das Fenster, hob den Topf herauf und die beiden Männer entfernten sich. Nun betrachtete er das Gefäß, nach einiger Mühe gelang es ihm, den Deckel zu lüften; er fand Silbermünzen in großer Anzahl, sie waren mit einem alten Taleß überdeckt, auf dem der Name PINCHES (Pinches) mit Bändern ausgenäht war.

Der Rosch Hakohol betrachtete die Münzen genau. Ihm, als Gemeindevorsteher war die Verlassenschaft des ermordeten Schulklopfers übergeben worden. Er suchte daher schnell jenes Papier hervor, auf welchem Schlome seine Barschaft und die Münzsorten aufgezeichnet hatte.

Viele der Selteneren, die damals gefehlt hatten, fanden sich hier im Topfe; die früher stillgehegte Ahnung des Vorstehers war nun zur Gewißheit geworden. Pinches war der Mörder des Schulklopfers.

Der Rosch Hakohol verbarg den Topf und begab sich leise in die Schule.

Mehrere Männer hatten sich bereits eingefunden. Beim Schameß und beim Rabbi wars noch finster, da klopfte einer bei dem ersteren an.

„Was gibt es?“ rief Reb Mosche drinnen.

„Steht auf in die Schule.“

„Was fällt Euch ein, es ist noch zu früh.“

„Ist bei Euch nicht in die Schule gerufen worden?“

„Warum nicht gar, wer wird jetzt schon in die Schule rufen." — „Sonderbar", murmelten die Männer, „in der ganzen Gemeinde ist gerufen worden, nur im Schulhof nicht." — Indessen kam der Vorsteher. „Sind noch so wenige Leute hier?" fragte er einen der Männer. — „Die andern fürchten sich wahrscheinlich zur Schule zu kommen."

Reb Schmule nahm nun einige der Anwesenden auf die Seite, entdeckte ihnen den Vorfall mit dem Topfe und seinen Verdacht.

„Ich bin der Meinung", schloß er seine Mitteilung, „wir suchen uns gleich des Bösewichtes zu bemächtigen, sonst könnte er Wind von der Sache bekommen und die Flucht ergreifen; in diesem Falle wäre für die Unschuldigen, wenn auch schon etwas, doch nicht alles gewonnen.

Die anderen pflichteten dem Vorsteher bei, Pinches in der Stille herauszurufen, festzuhalten und dem Gerichte zu überliefern. Sie begaben sich daher vorsichtig zum Fenster des hintern Stübchens und klopften an.

„Wer klopft?" fragte der Gesuchte drinnen.

„Pinches, kommt heraus", sprach der eine, „wir haben Euch etwas mitzuteilen."

Die Männer warteten eine Weile. Pinches kam nicht. Sie klopften noch einmal, erhielten aber keine Antwort.

„Der Schurke ist entflohen", rief Reb Schmule, „schnell umstellt das Haus, er kann es noch nicht verlassen haben."

Die Männer zerstreuten sich eiligst, den Befehl zu vollziehen.

Pinches war früher mit Gewalt von dem Leichnam der Mutter losgerissen und in das Hinterstübchen gebracht worden. Da warf er sich erschöpft aufs Lager, aber der Schlaf floh ihn.

Die Vorfallenheiten seiner letzten Lebenszeit strichen wie bleiche Schreckbilder an ihm vorüber, wie konnte er Ruhe finden, er, dessen Gewissen von so vielen giftigen Nattern umringt war. Es währte nicht lange, so begannen draußen Stimmen hörbar zu werden; es waren die Leute, die dem Schulruf Folge geleistet hatten. Pinches sprang vom Lager auf, horchte am Fenster, allein, ohne die Worte verstehen zu können, drang aus dem dumpfen Gemurmel nur ein Chaos von Lauten an sein Ohr.

Konnte der Verbrecher etwas anderes denken, als daß es ihm gelte, daß man seiner habhaft werden wolle. — Er sann im stillen schon auf seine Flucht. In diesem Augenblicke wurde er hinausgerufen.

„So leicht", dachte er, „sollt ihr mich nicht in Eure Gewalt bekommen." Schnell drückte er den Kachelofen ein und schlüpfte durch die Oeffnung in den Kamin. Von hier aus begann er sich den Rauchfang hinanzuwinden und so befand er sich mit dem Kopfe bald im Freien. Die Nacht war finster. Der Mond hatte sich bereits unsichtbar ge-

macht; Pinches sah nicht, was unter ihm vorging, nur das Murmeln einiger Männer drang herauf.

Vorsichtig hob er sich aus dem Rauchfange und begann an der Dachkante auf allen Vieren gegen die Schule zu kriechen. Anfangs war er gesonnen, sich auf der andern Seite in den Hof des Nachbars hinabzulassen; allein von da vernahm er die Reden derjenigen, die sich hieher auf die Lauer gestellt hatten. Er änderte daher seinen Plan und beschloß, sich auf den Schulboden zu flüchten, sich dort so lange zu verbergen, bis die Gemeinde im Morgengebete begriffen sein werde und dann seine fernere Flucht fortzusetzen.

Unbemerkt hatte er das Ende des Daches gewonnen und begann sich leise herabzulassen. An das Haus stieß eine hohe Mauer, diese war bald erreicht und er blieb einen Augenblick horchend auf derselben stehen. Er hörte Jemanden gegen die Schultüre zugehen, dieselbe aufsperren und sich dann wieder entfernen.

Es war der Schameß, der den Angekommenen indessen die Schule öffnete, damit sie nicht so lange in der kühlen Nachtluft zu verbleiben gezwungen seien. Von dieser Vorsicht hatte aber niemand Gebrauch gemacht, weil sich auch die anderen in der Stille denjenigen anschlossen, welche die Gefangennehmung des Mörders beabsichtigten.

Als Pinches noch eine Weile horchte und niemand mehr gegen die Schule zu gehen hörte, ließ

er sich die Mauer hinab. Die steile Wand vermochte er aber nicht so langsam hinunter zu klettern, er rutschte jäh hinunter und langte mit einem kleinen Falle auf dem Boden an.

„Hier ist er", schrie plötzlich eine Stimme in seiner Nähe, „da kommt her, da kommt her!"

Pinches sah den Rufer nicht, folglich konnte auch er nicht gesehen werden, er erhob sich daher schnell und schlich längs der Mauer hin; dabei hörte er den Mann, wie er ihn in jener Gegend suchte, wo er hergekommen war, die andern kamen alle den Schulhof herabgelaufen.

Hier war nicht viel Zeit zu verlieren, rasch sprang er auf das Schulgebäude los, er wollte die Leiter hinan und, hatte er den Boden erreicht, dieselbe nach sich ziehen, aber o Schrecken, er fand die Leiter nicht. Seine Verfolger begannen auf den Ruf des Rosch Hakohols die Schule zu umringen, der Mörder wußte in der Verzweiflung keinen anderen Ausweg, er schlüpfte in das Gotteshaus.

Mit verzweiflungsvoller Hast suchte er einen Platz, um sich zu verbergen, denn er sah die Fenster sich plötzlich erhellen, ein Beweis, daß sie draußen mit Lichtern zu suchen begannen; jetzt hörte er auch noch den Rosch Hakohol rufen: „Ein Teil durchsucht den Boden, der andere die Weiberschule und der Rest geht in die Männerschule!"

Jetzt war jeder Augenblick kostbar. Pinches blickte verzweiflungsvoll um sich, da gewahrte er

den Aron Hakodosch. Ein Gedanke durchfuhr seine Seele, schnell war er die drei Treppen hinan, riß das Procheß (Ein seidener, ausgestickter Vorhang.) auf die Seite, öffnete die eiserne Türe, sprang in die Bundeslade und machte das Procheß wieder vor, dann zog er die beiden Türen an sich. Aber noch wähnte er sich nicht geborgen genug, er kauerte sich rückwärts zusammen und umstellte sich mit den drei Thorahs, daß er selbst beim Oeffnen der Bundeslade nicht so leicht entdeckt werden konnte.

Indessen war es in der Schule laut und licht geworden. Die dumpfen Tritte der Späher auf dem Boden, das laute Geräusch in der Weiberschule und endlich das helle Getöse unten, das Rufen der einen, das Fragen der anderen, die Ratschläge anderer wieder, dieses alles zusammengenommen, verursachte einen Riesenlärm.

Als sie alles durchsucht hatten und nicht fanden, begannen sich doch einige Zweifel zu regen, ob sich denn Pinches wirklich in das Gotteshaus geflüchtet habe.

„Er kann ja über die Mauer hinübergesprungen sein", sagte einer.

„Dorthin ist niemand gekommen, dort bin ich gestanden", erwiderte eine Stimme.

„Auf dem Boden und in der Weiberschule ist er auch nicht."

„Er muß in diesem Gebäude sein", rief der Rosch Hakohol, „beginnt noch einmal zu suchen."

Das Gepolter begann wieder. Man suchte noch eine Weile, vergebens — es wurde nichts gefunden. —

Nun glaubte sich Pinches in seinem Verstecke schon so sicher, daß er den Plan für seine folgende Flucht zu schmieden begann. Nach der Entfernung der Späher wollte er schnell in die Weiberschule, von da führte eine kleine Stiege auf den Boden, hier gedachte er sich mit Geld zu versehen, um dann, ehe noch der Tag zu dämmern beginne, außer dem Bereich der Gegend zu sein.

Als das Suchen zum zweiten Male eine Weile vergebens gedauert hatte, begann selbst der Vorsteher an dem Hiersein des Bösewichtes zu zweifeln. Er ließ daher die Sucher aus allen Teilen des Gotteshauses zusammenrufen und trug ihnen auf, falls sie nur eine Spur von dem Entflohenen entdecken sollten, dieselbe zu verfolgen, — daß der Bösewicht ja nicht den Händen der Gerechtigkeit entkommen möge.

„Ihr seht", sprach er, „daß Pinches der Urheber all jenes Uebels ist, seine Flucht ist der deutlichste Beweis."

Die Männer wollten sich schon entfernen, als plötzlich aus dem Aron Hakodosch ein dumpfer Schlag erdröhnte. Eine augenblickliche Totenstille trat ein. — Alle horchten.

„Was ist das?“

„Habt Ihrs gehört?“

„Als wenn etwas von innen an die eiserne Türe angefallen wäre.“

„Was mag das sein?“

„Steckt vielleicht gar jemand darinnen?“

„Wir wollen sehen.“

Nun wurde auf den Aron Hakodesch zugegangen, einer zog das Procheß auf die Seite und öffnete die eiserne Türe, während ihn die anderen mit brennenden Lichtern umstanden.

Da kauerte nun Pinches darin, leichenblaß, mit weit aufgerissenen Augen, vor Angst zitternd, wie ein Blatt im Sturme; beiderseits lehnten zwei Thorahs vor ihm, die dritte, welche durch eine leise Bewegung vorwärts gefallen war und das verräterische Geräusch verursacht hatte, hielt er mit beiden Händen umfaßt.

Der helle Lichtstrahl fiel erleuchtend in die Vertiefung und drückte das starre bewegungslose Antlitz des Verbrechers deutlich aus.

Nun wurde er herausgezerrt, gebunden, drei der stärkeren Männer nahmen ihn in ihre Mitte, um ihn in das Amtshaus zu überliefern, die anderen folgten ihnen in einem wirren Knäuel nach. So langten sie vorne im Schulhof an; da kam der Rabbi heraus.

„Leute, was ist das für ein nächtliches Treiben in meinem Hause“, sprach er langsam, „ehrt doch die Ruhe der Toten.“

„Wir haben einen Verbrecher geholt."

„Wer ist der Unglückselige?" fragte von banger Ahnung ergriffen, der Rabbi.

„Es ist Pinches — Euer Sohn."

„Mein Sohn?" — schrie er entsetzt, „mein Pinches?" —

„Gott!"er hob beide Hände hoch gegen den Himmel, „Du hast mir alles genommen, dein Name sei gelobt im Himmel und auf Erden."

„Amen!" — murmelte eintönig die Versammlung.

„Amen!" knirschte der vernichtete Mörder.

Herr Bonifazius in der Klemme.

Es war noch finster. — Der Richter von Alt-Ofen schlief fest und wir wissen, daß Herr Bonifazius nie von selbst zu erwachen pflegte, sondern, wenn er schlief, immer geweckt werden mußte. Dieses geschah jetzt.

Herr Bonifazius träumte eben von seiner unbestechlichen Gerechtigkeit, aber ganz nach seiner Weise, als leicht ans Fenster geklopft wurde. Er schlief fort. Nach einer Weile klopfte man etwas heftiger. — Der Richter wandte sich auf die andere Seite.

„Verdammtes Judenvolk!“ brummte er, denn es war öfter geschehen, daß er entweder mutwilliger oder unversehener Weise in den Frühstunden ebenfalls zum Schulgang geweckt wurde. Dies, wähnte er, sei auch jetzt der Fall und schlief weiter.

Aber es klopfte zum dritten Male. Herr Bonifazius mußte aufstehen. Er trat ans Fenster und sah einen Haufen Menschen mit Lichtern und La-

ternen versehen; in ihrer Mitte hatten sie einen Gefangenen. Es waren Juden.

„Wie gesagt, verdammtes Judenvolk!“ brummte er, zornig über die Störer seiner Ruhe.

„Was gibt es?“ rief er barsch hinaus.

„Einen Verbrecher.“ —

„Hätte in der Früh auch Zeit gehabt.“

„Aber es schmachten andere Unschuldige statt seiner.“

„Können auch bis morgen sitzen!“

„Herr Richter!“

„Kein Wort mehr. Bewahrt den Gefangenen bis morgen, dann kommt hinüber ins Amtshaus.“

Die Juden fingen untereinander zu murren an.

„Mir scheint gar, da draußen ist eine Verschwörung“, rief der Richter, „bei meiner unbestechlichen Ehre, wenn Ihr Euch nicht entfernt, so lasse ich Euch fortpeitschen.“

Ein atemlos herangesprengter Bote unterbrach den Diensteifer des Herrn Bonifazius und überreichte ihm durchs offene Fenster ein gesiegeltes Schreiben.

Dieser öffnete es, ein Jude mußte seine Laterne hinaufreichen, er begann zu lesen, es waren nur einige Zeilen, aber er las sie wieder, blickte auf die Unterschrift, schüttelte den Kopf und las wieder.

„Das ist eine verdammte Geschichte, wie mag die Sache so hoch hinauf gekommen sein? Wie

heißt Euer Gefangener?“ fragte er nach einer Weile die Juden.

„Pinches!“

„Wer ist er?“

„Er ist der Sohn des Rabbi.“

„Richtig, hier steht es auch so, mir ist's recht, die alte Hexe, ich wollte sagen, die Nenne mit dem jungen Manne, wird man alsogleich freilassen, dagegen wird dieser Pinches ad notam genommen und in drei Tagen aufgeknüpft, so steht's hier geschrieben und gesiegelt.“

„Ich habe es gleich gewußt“, sprach er zu den Juden, die über seinen Ausspruch laut ihre Freude äußerten, „daß die besagten zwei Individuen schuldlos seien; aber, du lieber Himmel, die Gerechtigkeit geht ihren eisernen Weg, sie darf niemanden schonen; Verwandte, Freunde, Gönner, ihr ist alles gleich, sie hat nur den Menschen vor Augen, — den Mörder, Verbrecher, Hexenmeister, — oder — oder, ja oder, — wie ich gesagt habe.“

Dieses war Herrn Bonifazius Bescheid. Pinches wurde den Schergen überliefert und ins Gefängnis gesperrt. Noße und Nenne freigelassen. — Dieses geschah alles in dem Zeitraum von einer Stunde.

Das war ein recht merkwürdiger Gedaljahtag für den größten Teil der Gemeinde, kein Trauer-, sondern ein Festtag. — Im ganzen war es aber ein Tag, der als ein wahres Bild eines ganzen menschlichen Lebens gelten konnte.

Der Leichnam der Rebezen wurde am Vormittage zur Erde bestattet; ihn begleiteten die wahnsinnige Jentel, das Opfer einer tollen unbeherrschten Leidenschaft und der finstere Rabbi, welcher im Eifer einen Fluch hinausgeschleudert hatte, der auf sein eigenes Haupt zurückfiel.

Im Kerker schmachtete Pinches, der Verächter seines Glaubens, der Tempelschänder, der Dieb und Mörder; sein Leben war der Gerechtigkeit verfallen.

In Angst und Unruhe vor jedem kommenden Augenblicke zitternd, zeigte Judeß, die Frau des Schameß, ganz das Abbild eines bösen Gewissens; wenn Pinches sie verriet, so war der Scheiterhaufen ihr Los.

Nenne und Noße zeigen, wie die Sache der Gerechten stets siegen müsse; der Stärkere duldet stillschweigend, der Schwächere klagt, schreit, jammert, zweifelt aber doch nie an der Gerechtigkeit des Himmels.

Die Familie des Vorstehers war uns gewiß immer ein angenehmer Zufluchtsort, wenn wir die grellen Szenen verlassend, uns unter den Palmenschatten seiner patriarchalischen Ruhe erquicken konnten.

Noßes und Nennes kurzer Gang aus dem Gefängnisse bis zum Hause des Rosch Hakohols glich ganz einem Triumphzuge.

Alle jüdischen Bewohner Alt-Ofens hatten sich nach und nach angeschlossen, Alt und Jung,

Weib und Kind, Groß und Klein, bunt durcheinander, gerade so, wie beim Auszuge aus Aegypten. Vor der Haustüre stand die Familie des Vorstehers, Freude strahlte aus den Augen, herzliche, innige Freude verklärte ihr ganzes Wesen. Channe blickte mit tränenden Augen dem Zuge entgegen. Dort kam er her, der Geliebte, er war wieder frei, unschuldig. du lieber Himmel, sie hatte ja nie daran gezweifelt.

Nun waren Nenne und Noße herangekommen.

„Rosch Hakohol Leben", rief die alte Jüdin, „ein Wunder ist geschehen, ich habs gleich gesagt, ein Wunder ist geschehen — ein Wunder —"

Noße trat dem väterlichen Freunde entgegen und drückte dessen Hand an seine Lippen, sonst sprach er kein Wort. Reb Schmule und Frau Fradel nahmen die Befreiten in ihre Mitte und führten sie in ihre Stube. Channe folgte ihnen freudig nach.

Die Hand der Gerechtigkeit.

Drei Tage nachher war am frühen Morgen in den Straßen von Ofen eine Menge Volkes versammelt, denn alles wollte den Verbrecher schauen, der um die achte Stunde zum Tode ausgeführt werden sollte.

Ein düsteres Gemurmel wogte durch die flutende Menge, an dem Drängen und Drücken erkannte man, daß der Gegenstand ihrer Neugierde herannahe.

Ein Karren, von zwei Ochsen gezogen, von bewaffneten Söldnern und Schergen umgeben, wand sich langsam durch die dichten Haufen, der sich wellenartig bewegenden Massen.

Auf dem Karren saß ein hoher, blasser Mann mit einem schwarzen Barte. Auf seinem Antlitze haftete der Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes, den der Mensch zu ertragen vermag. Es war der Rabbi von Alt-Ofen. An seiner Seite befand sich, düster vor sich hinschauend, der Verurteilte, dem er Trost zusprechen sollte auf dem letzten Lebensgange, dem er durch das Wort des Herrn

Mut und Standhaftigkeit einflößen sollte zur Ertragung des unabänderlichen Schicksals. Es war Pinches, sein Sohn.

Der Rabbi hielt das offene Tillimbuch in der Hand, aber er vermochte nicht zu beten, die Zeichen flirrten vor seinen Augen, die Zunge war schwer wie Blei. Immer näher kamen sie dem Ziele, immer kleiner wurde die Frist, die den Mörder vom Tode trennte.

„Pinches", stammelte der Rabbi, „hast Du alle Deine Vergehen vor dem Gerichte bekannt."

„Ja, Rabbi!" —

„Lastet kein Verbrechen mehr auf Deinem Gewissen?"

„Nein!"

„Bedenke, daß Du jetzt für Deine gestandenen Sünden büßest, verschärfe Dir die Strafe drüben nicht, wenn Du als verstockter Sünder aus dem Leben scheidest."

„Ich habe alles gestanden."

Nun trat eine minutenlange Stille ein.

„Rabbi!"

„Was willst Du Pinches?"

„Was ist mit Judeß geschehen?"

„Ihr hat der Herr diesen Weg erpart; als man sie vors Gericht zu holen kam, fand man sie tot auf ihrem Lager."

Jetzt öffnete sich die Aussicht auf die menschengefüllte Richtstätte. Pinches erbebte, der Vater vermochte sich kaum mehr zu halten.

„Ich will Widde sagen!“ stotterte der Mörder. Der Rabbi stöhnte mit gewaltiger Anstrengung die Worte heraus, Pinches bewegte wohl die Lippen, aber zu sprechen vermochte er nicht.

Jetzt gelangten sie vor dem Hochgerichte an. Bis hieher hatte der Vater als Seelsorger mit unendlicher Gemütsanstrengung sein Amt vertreten, aber jetzt versagte ihm die Kraft; bewußtlos mußte er zurückgebracht werden.

Wir aber lassen vor der Schreckensszene den Vorhang fallen. Der Schuldige verfiel den Händen des Henkers. Er war gerichtet.

Am Abende desselben Tages hörte auch der Rabbi zu leben auf.

Schluß.

Vierzehn Tage nach Sukkes (Laubhüttenfest) war beim Rosch Hakohol ein großes Fest veranstaltet, die ganze Gemeinde wurde dazu geladen, denn es galt ein Tnom-Schreiben (Verlobung) seiner Tochter Channe mit Noße Traun.

Daß die alte Nenne dabei nicht fehlen durfte, war ganz natürlich.

Bald darauf stand das Brautpaar unter der Chuppe. Noße und Channe wurden Mann und Weib und in wenigen Jahren sahen sich Reb Schmule und Fradel von einem Kreise kleiner Enkel umgeben, die sie ebenso wie ihre Tochter Channe in der Furcht des Herrn und in der Liebe des Nächsten zu erziehen hofften.

Was aber bei dieser Begebenheit der ganzen Gemeinde ein Rätsel blieb, war die Erscheinung des kleinen Juden mit dem weißen Barte und das zweimalige Schulrufen des gespenstigen Schulklopfers.

Wir selbst getrauen uns nicht zu entscheiden, ob dies wirklich Erscheinungen waren, wie sie

uns von den Traditionen jener Zeit häufig vorgeführt worden, oder ob es nur ein von einem geheimen Freunde Noßes mit schauderhafter Täuschung nachgeahmtes Gaukelspiel war, um das Gewissen der Schuldigen zu erschüttern und den unschuldigen Bocher zu retten.

Die alte Nenne hatte freilich in ihrer Tchinne aufzeichnen lassen: „Vom ersten Tage Sliches bis Zom-Gedaljah (Fasten-Gedaljah) sind in unserer Gemeinde große Nissim (Wunder) geschehen; im Jahre 5290 (nach jüdischer Zeitrechnung). Allein das Dokument ist erstens verloren gegangen und zweitens dürfte Vielen das Zeugnis der alten Kindbettwärterin von Alt-Ofen nicht als authentisch genug erscheinen.

Das Haus des Rabbi blieb verlassen, denn Jeder scheute sich darin zu wohnen. Fenster und Türen wurden nach und nach zerschlagen, das dünne Gemäuer fiel ab, die Wände vermorschten, Spinnen zogen oben ihr Gewebe und unten wucherte Unkraut hervor, in welchem Eidechsen umherraschelnd, ihr Spiel trieben. Der Fluch des Rabbi sollte ganz in Erfüllung gehen, denn auch das Gras wuchs vor seiner Türe.

Anfangs nach jener traurigen Begebenheit sah man freilich oft eine irrsinnige Frauengestalt durch die öden Räume schleichen, in denen sie einst schön und stolz, der Abgott ihrer Eltern, gelebt hatte, allein auch diese zeitliche Bewohnerin blieb aus. Man fand sie tot auf dem Beß Chajim (Friedhof).

Viele Jahre später, — als von der damaligen Generation längst schon keine Spur mehr vorhanden war — spielten noch immer die Judenknaben von Alt-Ofen auf dem Platze, wo einst das Haus des Rabbi gestanden hatte, und wenn sie vom Spiele ermüdet waren, setzten sie sich in den Schatten des wilden Gesträuches und erzählten sich die Geschichte von dem schrecklichen Fluche des Rabbi und seiner gräßlichen Erfüllung.

E N D E.

In der gleichen Buchhandlung ist erhältlich:

DIE SENDUNG DES RABBI

ZEIT- UND SAGENBILD AUS DEM FÜNFZEHNTEN JAHRHUNDERT

von

EDUARD BREIER

LIBRARY
JUN 6 1990
UNIVERSITY OF TORONTO

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 03 16 008 0